

*Für Sammy
(2009 - 2016)*

Für immer im Herzen.

Prolog

Dies ist keine Geschichte, in der sich das Mädchen in den strahlenden Helden verliebt und alle glücklich bis ans Ende ihrer Tage leben. Liebe ist nicht immer wundervoll. Manchmal ist sie auch zerstörerisch, und die, die lieben, sind bereit, alles zu vernichten, was ihnen im Weg steht.

Diese Erfahrung musste ich schmerzlich am eigenen Leib erfahren.

Ich starre hinaus in die endende Nacht, während sich meine Finger um die Brüstung krallen, bis meine Knöchel weiß hervortreten. Dort drüben, hinter den verschneiten Bergen, sehe ich bereits den ersten hellen Streif, der einen neuen Tag ankündigt.

Der Tag, der der letzte sein wird. Für mich. Für alle Lebewesen. Für alle Welten.

Und ich bin schuld daran. Ich ganz allein.

Verbissen blinze ich die Tränen zurück, die in meinen Augen brennen, und schaue der Sonne zu, wie sie langsam den Horizont erklimmt. Das ist also der letzte Sonnenaufgang, den ich jemals zu sehen bekommen werde. Es ist ein wunderschöner Anblick, so anders als zu Hause, und doch so ähnlich, dass es mir schier das Herz zerreißt.

Ich trage die Schuld am Tod allen Lebens. Ich bin dafür verantwortlich, dass die Sonne und mit ihr alles Licht für immer verschwinden wird.

Ein Zittern erfasst meinen Körper und ich schlinge beide Arme um mich, doch es ist zwecklos. Ich kann mich selbst nicht so halten, wie er es könnte, doch seine starken Arme werden sich nie wieder um mich legen. Schluchzend sinke ich zu Boden und lasse nun den Tränen freien Lauf.

Irgendwo dort draußen, weit hinter den Bergspitzen, die gerade von der Sonne geküsst werden, ist der Mann, den ich liebe. So nah, dass ich das Gefühl habe, ich müsste nur die Hand ausstrecken, um ihn zu berühren, und doch ist er so unerreichbar fern wie der Horizont. Er ist der Mann, der alle Welten und alle Menschen, die ich kenne, in seinem Zorn vernichten wird.

Nie hätte ich mir träumen lassen, dass ich eines Tages in einer mir fremden Welt auf den Tod warten würde. Und doch spüre ich keinen Hass, sondern nur Bedauern.

Bedauern darüber, dass ich es so weit kommen ließ, denn ich war die Einzige, die ihn hätte aufhalten können.

Es ist zu spät, das Geschehene ändern zu wollen, und auch auf die Gefahr hin, dass es hart klingt, bin ich mir nicht sicher, ob ich tatsächlich etwas anders machen würde, wenn ich die Chance dazu bekäme. Abgesehen von der drohenden Apokalypse waren die letzten zwei Monate die schönsten und spannendsten meines Lebens und ich bin froh, dass ich sie mit ihm verbringen durfte.

Auch wenn das bedeutet, dass ich nie wieder das Morgen sehen werde.

Erstes Buch - Ich habe dich gefunden

Kapitel 1

Zwei Monate zuvor ...

eufzend dreht Meghan sich zu mir und schürzt die Lippen. Sie muss sich nah zu mir herunterbeugen und mir regelrecht ins Ohr schreien, um die dröhnende Musik zu übertönen. »Und du bist dir wirklich sicher, dass du allein hier bleiben willst?«, fragt sie mich zum gefühlt hundertsten Mal.

Ich verdrehe nur die Augen und gebe ihr mit einer Handbewegung zu verstehen, dass sie endlich verschwinden soll. Diesmal lässt Meg sich nicht lange bitten, hakt sich bei dem Typen, den sie für die heutige Nacht aufgegabelt hat, unter und zerrt ihn aus der Bar. Mit gemischten Gefühlen sehe ich ihr nach.

Ich bin es gewohnt, dass sie mich nach ein paar Stunden allein sitzen lässt, wenn ich mit ihr weggehe. Allein ihr Anblick zieht die Kerle an wie das Licht die Motten. Meistens kann Meg sich abends vor Angeboten kaum retten, während ich unbeachtet in einer Ecke sitze und an meinem alkoholfreien Cocktail schlürfe. Meine heutige Getränkewahl trägt den Namen *Don Juan* – wie ironisch.

Tja, wenigstens musste ich mir heute nicht von Meg anhören, wie gut ich es doch in meinem Job hätte. Das ist ein Thema, das ich fast noch schlimmer finde, als sitzengelassen zu werden. Damit das nicht falsch verstanden wird: Ich liebe meinen Job. Zumindest meistens. Er ist anders, er ist abwechslungsreich, aber manchmal auch unwahrscheinlich nervig und enttäuschend. Dennoch ist meine Arbeit das, was mich ausmacht, was mein Leben zu etwas Besonderem macht. Was *mich* zu etwas Besonderem macht. Vielleicht bin ich auch selbst schuld, dass sie mich ständig mit Fragen löchert, immerhin erzähle ich ihr nur von den Sonnenseiten meines Jobs. Langweilige oder gar gefährliche Aspekte wie die brütende Hitze, giftige Skorpione und Stiefel voll scharfkantigem Wüstensand lasse ich meistens aus.

Ich schaue auf den leeren Platz neben mir und angle nach meiner Handtasche, um die Drinks zu bezahlen. Danach muss ich mir ein Taxi rufen, um ebenfalls aus dieser Bar zu verschwinden. Warum habe ich mich eigentlich schon wieder dazu breitschlagen lassen, mit Meghan auszugehen? Ich weiß doch, dass es immer wieder im selben Fiasko endet. Daheim werde ich mir eine DVD schnappen und es mir auf meinem Sofa gemütlich machen. Etwas, das ich von Anfang an hätte tun sollen. Aber nein, ich ließ mich ja wieder dazu überreden, mit Meg um die Häuser zu ziehen, weil ich endlich mal wieder im Lande bin.

Ich winke den Kellner herbei und signalisiere ihm, dass ich bezahlen will. Nachdem ich ihm ein nettes Trinkgeld hinterlassen habe, schnappe ich mir meine Tasche und die dünne Jacke und bahne mir einen Weg durch die sich im Takt wiegende Masse. Schon traurig, dass bei der großen Auswahl nicht ein Kerl für mich dabei war. Ich gebe es ungern zu, aber nachdem ich Monate im heißen Sand der Sahara gebuddelt habe, während mir die Sonne die Haut vom Leib gebrannt hat, hätte ich echt nichts gegen ein paar nette Stunden mit dem anderen Geschlecht einzuwenden.

Im Geiste wähle ich schon die DVD aus, die ich mir nachher ansehen werde. Irgendwas mit einem halb nackten Channing Tatum und dann ist wieder Autoerotik angesagt. Warum gibt es eigentlich von *solchen* Promis keine illegalen Pornos im Netz? *Das* wäre doch mal was!

Aber wieder einmal muss ich allein den Nachhauseweg antreten. Das kommt davon, wenn ich mit Meg losziehe. Neben ihr versinke ich in der Bedeutungslosigkeit. Wer Meg nicht bemerkt, muss entweder blind sein oder sich schon im Delirium befinden. Ich weiß bis heute nicht, warum sie nicht modelt, sondern nur den ganzen Tag in einem Büro hockt. Eine Schande, dieses Gesicht zu verstecken, das perfekt von ihren schulterlangen, leicht welligen schwarzen Haaren eingerahmt wird. Klein und zierlich, wie sie ist, schafft sie es, jeden Kerl mit einer funktionierenden Libido mit einem einzigen Augenaufschlag um den Finger zu wickeln.

Ich bin das komplette Gegenteil. Mit meinen knapp eins achtzig überrage ich einen Großteil der anwesenden Frauen und Männer, und die gut fünfzehn Kilo zu viel auf meinen Rippen tragen auch nicht gerade dazu bei, dass einem bei meinem Anblick das Wort *zierlich* in den Sinn kommt. Zwar

kann ich mit Rundungen an den richtigen Stellen aufwarten, aber allein meine Körpergröße schreckt die meisten bereits ab. Hinzu kommt meine kantige Gesichtsform mit dem zu breiten Unterkiefer, die mir schon immer etwas Herbes verliehen hat.

Ich seufze. Nein, süß und zierlich bin ich *definitiv* nicht. Ich bin zwar kein Mauerblümchen oder hoffnungslos entstellt, habe durchaus weibliche Reize, mit denen ich aufwarten kann, aber im direkten Vergleich zu Meghan bin ich eben ... einfach nur ich.

Wenigstens hat die afrikanische Sonne mein langweiliges straßenkötterbraunes Haar ein wenig aufgehellt, sodass es jetzt aussieht, als hätte ich mir blonde Strähnchen machen lassen. Zur Feier des Tages trage ich es offen und es reicht mir fast bis zur Hüfte. Es ist ungewohnt, aber auch schön, mal keinen Zopf wegen der Hitze haben zu müssen.

Als ich endlich einen Weg durch die Bar gefunden habe, inhaliere ich die kühle Nachtluft. Hier, in einem Vorort von Berlin, riecht sogar die Luft anders. Frischer und klarer als die in Ägypten.

Aber ich habe kein Recht zu jammern. Das ist der Job, für den ich mich entschieden habe und den ich schon mein ganzes Leben lang machen wollte. Klar, als Kind und Jugendliche habe ich mir das ganz anders vorgestellt. Archäologin war für mich etwas Aufregendes. Ständig neue Länder, andere Kulturen, fremde Schätze, die nur darauf warteten, von mir gefunden und geborgen zu werden. Tja, die Realität ist aber nicht so rosarot wie in einem Märchenbuch. Das haben mir zwar schon zum Studienbeginn meine Dozenten klargemacht, aber ich habe mich trotzdem an die Hoffnung geklammert, dass es bei mir ... *anders* sein würde. Die meiste Zeit verbringe ich damit, mich von der Sonne verbrennen zu lassen, während ich mich durch Kubikmeter Dreck wühle, in der Hoffnung, ein paar vergilbte Knochen zu finden. Die Hoffnung, auf ein altes Pharaonengrab zu stoßen, habe ich schon lange im heißen ägyptischen Sand begraben. Aber solange ich keine phänomenale Entdeckung mache, werde ich trotz meines summa cum laude-Abschlusses nur die kleine — beziehungsweise große — Praktikantin bleiben, die die Sonnenschirme hinterherschleppt und die mit Sand gefüllten Eimer wegträgt. Und — ganz ehrlich — das halte ich nicht mein ganzes Leben lang aus! Ich will es sein, die die Entscheidung trifft, an welcher Stelle gesucht

wird. Ich will diejenige sein, die den alten Legenden der Einheimischen nachgeht und entscheidet, in welches Land es uns als Nächstes verschlägt.

Doch all das bleibt so lange Wunschdenken, bis ich etwas Großartiges finde. Atlantis oder Avalon oder so, *mindestens*.

Die Archäologie ist meine Passion, aber an manchen Tagen fühle ich mich in meinem Team wie das fünfte Rad am Wagen, wodurch mir der Spaß an meiner Arbeit madig gemacht wird.

Ich seufze, während ich den Bürgersteig entlanggehe und auf ein Taxi warte.

Was habe ich mir nur dabei gedacht, mich auf Ägypten zu spezialisieren? Es hätte mir doch von vornherein klar sein müssen, dass sämtliche Gräber schon vor Jahrzehnten geplündert und verwüstet worden sind. Oder schon entdeckt wurden. Es gibt kein zweites Grab von Tutanchamun oder Nofretete, das ich finden kann, denn sie wurden bereits gefunden. Alles, was das Team, dem ich angehöre, bisher ausgegraben hat, sind die bleichen Knochenfragmente irgendwelcher vergleichsweise unbedeutender Menschen, die es zur damaligen Zeit nicht einmal wert waren, einbalsamiert zu werden. Diese Knochen sind so nutzlos, dass wir sie Hunden zum Fressen geben könnten. Und selbst wenn wir Mumien finden, die halbwegs gut erhalten sind, waren diese Menschen einst Würdenträger. Leider sind die Museen bereits voll mit Mumien solch ... na ja ... für die Weltgeschichte unwichtigeren Personen.

Als ich in der Ferne ein Taxi auf mich zufahren sehe, hebe ich schnell die Hand und winke. Nachdem ich dem Fahrer meine Adresse gegeben habe, lehne ich mich zurück und schließe müde die Augen. Es hat keinen Zweck, mir Gedanken über meine Arbeit zu machen. Zuerst habe ich für drei Wochen Heimaturlaub, ehe ich zurück in die Hitze Ägyptens muss. Allein beim Gedanken an all den Sand, der mir dann wieder in sämtlichen Körperöffnungen steckt, muss ich mich schütteln. Entschlossen schiebe ich alles, was mit meiner Arbeit zu tun hat, beiseite und freue mich auf die DVD, die mich in meiner Wohnung zusammen mit einem Gläschen Sekt erwarten wird. Ich muss endlich lernen, im Hier und Jetzt zu leben. Und solange ich keine Koffer packen muss, sind Gedanken an meine Arbeit tabu.

#

Antriebslos lehne ich mich an die Wohnungstür und kicke meine Schuhe weg. Ein Blick auf die Uhr im Flur verrät mir, dass es noch nicht einmal Mitternacht ist. Ich schlurfe durch die Wohnung, lasse Jacke und Handtasche einfach irgendwo fallen und schiebe in der Küche eine Tiefkühlpizza in den Ofen.

Da bin ich schon mal zu Hause und muss trotzdem die Abende und Nächte allein verbringen ... Das ist doch nicht fair! Vielleicht sollte ich das nächste Mal woanders hingehen, aber alleine in eine Bar zu gehen, macht auch keinen Spaß. Und es wirkt irgendwie erbärmlich.

Lustlos lasse ich meinen Zeigefinger über die Rücken der DVDs streifen. Ich habe noch nicht einmal mehr Lust, einem oberkörperfreien Channing Tatum dabei zuzusehen, wie er seinen gestählten Body zur Musik wiegt. Ich will nur noch ins Bett, nachdem ich gegessen habe, und mich eine Runde selbst bemitleiden. Ja, das klingt nach einem sehr guten Plan.

Ach Quatsch, das bringt doch auch nichts! Entschlossen ziehe ich *Magic Mike* aus dem Regal, lege die DVD ein und mache es mir auf dem Sofa bequem.

»Nur du und ich heute Abend, Channing«, murmle ich zu mir selbst, während ich den Film starte. Ich darf nur nicht die Zeit aus dem Blick verlieren, sonst ist meine Pizza nichts weiter als ...

Neben mir fängt mein Handy an zu klingeln und ich zucke zusammen. Wer ruft denn um die Uhrzeit noch an? Ein Blick aufs Display gibt mir die Antwort: Es ist Anthony, mein Boss, der Kopf des Teams, für das ich seit meinem Abschluss arbeite. Na großartig ... Der Abend wird wirklich immer besser.

Kurz denke ich darüber nach, nicht ranzugehen, so zu tun, als wäre ich nicht da oder das Handy von einem schwarzen Loch verschluckt worden, doch dann überwiegt die Neugier. Mein Boss ruft mich nie persönlich an. Dafür hat er Assistenten und die haben wiederum Assistenten, die sich mit Praktikanten wie mir abgeben. Seine Nummer habe ich nur für den absoluten Notfall gespeichert, falls ich bei einer Expedition verschüttet werde oder so.

Mein Finger schwebt über dem grünen Hörersymbol, während ich noch das Für und Wider abwäge. Um diese Uhrzeit müsste ich nicht mehr

rangehen, aber ... was, wenn er ein neues Gebiet gefunden hat? Einen neuen Hinweis, dem wir nachgehen wollen? Ich bin Archäologin, aber mein Herz schlägt auch für Schätze, und das nicht zu knapp. Der Verkauf dieser Schätze sichert mir meinen Lohn, denn das bisschen Unterstützung, die wir von Instituten oder gar dem Staat bekommen, reicht hinten und vorne nicht. Schätze oder reiche Auftraggeber, die den wahren Aufenthaltsort von Excalibur herausgefunden haben wollen und nun unser Team mit der Bergung beauftragen, sind es, die uns finanziell über Wasser halten.

Ich schiebe den grünen Hörer auf dem Display nach rechts. »Hallo?«, frage ich, während ich vor Aufregung am liebsten an den Nägeln kauen würde.

»Emmalynn?«, kommt es undeutlich aus dem Lautsprecher, fast vollständig überdeckt von Rauschen. »Kannst du -ich hö-en?«

Tatsache! Es ist wirklich Anthony persönlich, nicht einer seiner Angestellten. »Undeutlich, aber ja«, antworte ich lauter, in der Hoffnung, so das Rauschen und Knarzen im Hörer zu übertönen.

»Entschuldige, dass ich dich in deinem Urlaub stören muss«, fährt er dann fort. Das Rauschen klingt ab, aber es hört sich noch immer so an, als würde er Cabrio ohne Verdeck mit mindestens zweihundert Sachen fahren. »Wir haben einen neuen Auftrag erhalten.«

Auch wenn ich eigentlich enttäuscht darüber sein sollte, dass mein Urlaub so jäh endet, kann ich es doch nicht erwarten, dass er weiterspricht. »Was und wo?«, stelle ich die wichtigsten Fragen. Bitte nicht wieder in einem Land, in dem es über fünfzig Grad Celsius heiß wird ... Das würde ich nicht noch einmal drei Monate durchhalten ...

»Ich hinterlege dein Ticket am Flughafen. Dein Flug geht morgen früh um zehn Uhr.«

»Wohin verschlägt es uns diesmal?«

Es dauert eine Weile, bis er antwortet. »Island. Unser nächster Auftrag erwartet uns in Island. Der Auftraggeber hat uns persönlich angefordert.«

Ich bin zu perplex, um zu antworten. *Island?* Was soll es denn da geben? Ich drehe mich um und suche auf dem Globus, der neben der Couch steht, nach dem kleinen Land. »Anthony, ich glaube nicht, dass ich ... dafür

qualifiziert bin«, sage ich. »Mein Fachgebiet ist das ägyptische Altertum. Ich weiß nicht, wie ich euch in Island helfen soll. Das ist ... so gar nicht *ägyptisch*.«

»Keine Angst, Emmalynn, wir werden schon eine Aufgabe für dich finden.«

Toll. Das klingt nach Packesel und Catering-Service. Gerade als ich zu einer Ausrede ansetzen will, fährt Anthony fort: »Ich muss Schluss machen. Wir warten schon in Island auf dich. Unser Flug geht schon in einer halben Stunde. Für dich gab es leider kein Ticket mehr, deshalb geht dein Flug morgen früh, zehn Uhr. Sei pünktlich!«

Ohne meine Antwort abzuwarten, drückt er das Gespräch weg und ich höre nur das *tut-tut-tut* im Hörer.

Ich umklammere mein Handy so fest, dass meine Finger schmerzen, bis mir wieder einfällt, dass ich für das Ding sechs Monate sparen musste, um es mir leisten zu können. Was mich wieder zurück zum eigentlichen Problem führt: Auch wenn ich weder eine Qualifikation noch besonders große Lust auf *Island* habe, muss ich mich doch dem Willen meines Chefs beugen. So kurz nach dem Studium kann ich nicht wählerisch sein, was meine Aufträge angeht, sondern muss so viel Erfahrung in der Feldforschung sammeln wie möglich. Denn sonst werde ich nie wieder einen Auftrag bekommen oder Mitglied eines Teams sein, sondern bestenfalls eine unterbezahlte Gehilfin.

Ich schalte den Fernseher wieder aus — bis zum nächsten Mal, Channing! —, schlinge die halb gare Pizza im Stehen hinunter und gehe dann ins Schlafzimmer. Dort stehen die Koffer und Taschen meines Ägyptenaufenthalts noch so, wie ich sie hingestellt habe. Kaum etwas, das ich dort zum Anziehen mithatte, werde ich nach Island mitnehmen können. Da oben werde ich dicke Winterkleidung brauchen ... Auf so was bin ich nicht vorbereitet, aber ich habe auch nicht die Zeit, erst noch was zu kaufen. In knapp zehn Stunden geht mein Flug, bis dahin muss ich meine Sachen gepackt haben. Neue Klamotten würde mir noch nicht einmal *Amazon Prime* bis dahin liefern können und die Läden haben mittlerweile auch schon geschlossen.

Ich durchwühle meine Schränke, werfe Kleidungsstücke hinter mich und finde im hintersten Winkel tatsächlich ein paar dicke Jacken, Pullis und sogar Thermounterwäsche, die ich vor Jahren für einen Skiurlaub gekauft, dann aber doch nicht angezogen habe. Hastig leere ich die Koffer — mein Schlafzimmer sieht mittlerweile aus, als wäre viermal nacheinander eingebrochen worden — und stopfe die Ausrüstung für Island hinein.

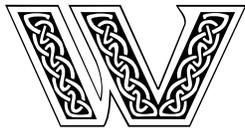
Island ... Was es da wohl zu entdecken gibt? Ob wir direkt auf Island oder einer der Vorinseln sein werden? Ich werde mich überraschen lassen müssen. Hoffentlich finde ich mein Team schnell und muss nicht noch ewig durchs Land reisen, um sie zu erreichen.

Nachdem ich mich bettfertig gemacht habe, liege ich noch lange wach und grübele über die bevorstehende Expedition nach. Island ist wirklich ein ungewöhnliches Ziel. Mir fällt auch nichts ein, für was dieses Land stehen würde. Keine großen Könige, keine sagenumwobenen Schätze oder Legenden. Klar, es gab die Wikinger, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass wir wegen ein paar verwitterter Äxte oder Essensschalen in ein abgelegenes und selbst für Touristen eher uninteressantes Land geschickt werden.

Es muss aber einen Grund geben, warum es unser Team gerade dorthin verschlägt. Vor allem, weil der Aufbruch so überstürzt kommt. Normalerweise planen wir neue Expeditionen über Wochen hinweg — und reisen nicht von einem Tag auf den anderen los. Entweder es gibt dort etwas wirklich Großes zu entdecken oder der Auftraggeber ist äußerst zahlungswillig. Mir soll's recht sein, denn gerade bei Letzterem fällt auch mein Verdienst höher aus.

Ich zwinge mich dazu, die Augen zu schließen, und nach einer Weile falle ich in einen unruhigen Schlaf.

Kapitel 2



Wie immer vor einer neuen Expedition beginnt mein Morgen hektisch. In aller Eile überprüfe ich mein Gepäck, fordere ein Taxi an, das mich zum Flughafen bringen soll, esse zwei Scheiben Toast und sammle dann alles für mein Handgepäck zusammen. Reisepass, Geldbörse, Handy, Schlüssel, Schlafbrille.

Ich bin noch nicht fertig, als es schon an der Tür klingelt, trotzdem wuchte ich die zwei Koffer nach draußen in den Hausflur, schnappe mir die Handgepäcktasche und schließe meine Wohnung ab. Meghan habe ich gestern Abend noch eine Nachricht geschickt, dass ich schon wieder los muss.

Anstatt mir mit dem Gepäck zu helfen, trommelt der Taxifahrer ungeduldig mit den Fingern aufs Lenkrad. Die Fahrt zum Flughafen dauert zum Glück nicht lange und verläuft schweigend.

Dort angekommen hole ich mir mein Ticket am Schalter ab und gebe mein Gepäck auf. Noch knapp eine halbe Stunde, bis es losgeht. Ein unruhiges Kribbeln macht sich in meinem Bauch breit. So nervös war ich schon lange nicht mehr vor einer Reise. Bestimmt nur, weil es diesmal ein so ungewöhnliches Ziel ist.

Der Check-in verläuft zügig und ich finde schnell meinen Sitzplatz. Knapp vier Stunden wird der Flug dauern und ich werde in der Zeit etwas Schlaf nachholen. Nachdem wir in der Luft sind, hole ich meine Schlafbrille raus und lehne mich zurück.

#

In der Hauptstadt Reykjavik erhalte ich einen Anruf von Anthony. Nachdem er sich pflichtschuldig nach meinem Befinden erkundigt hat — und ich ihm genauso pflichtschuldig geantwortet habe —, teilt er mir mit, dass ich wie befürchtet mit einem kleinen Flugzeug auf eine der größeren Nebeninseln (oder war es eine Halbinsel?) fliegen muss. Den Namen der Insel habe ich auch nach dreimaligem Nachfragen nicht verstanden und gebe es schließlich auf. Es reicht, zu wissen, dass die Tickets wie immer schon gebucht sind und ich nur zum richtigen Flieger muss.

Ich bin der einzige Passagier, was mich stutzig macht. Zumindest hilft mir der Pilot — ich hoffe zumindest, dass er einen Pilotenschein hat — mit meinen Koffern und redet dann auf isländisch mit mir, wovon ich nicht ein einziges Wort verstehe. Diese Sprache ist so anders als alles, was ich bisher gehört habe, und es gelingt mir auch nicht, die Worte durch ähnliche einer anderen Sprache zu erschließen. Also lächle ich unverbindlich, nicke und hoffe, dass er keine Antwort von mir erwartet.

Bei jedem Schlenker, den das kleine Flugzeug macht, sackt mein Magen herab und ich rechne jede Sekunde damit, dass wir abstürzen. Ich kralle meine Hand in den Angstgriff an der Tür und zwingen mich, ruhig zu atmen. Währenddessen plappert der Pilot weiter fröhlich auf mich ein. Am liebsten würde ich ihn anschreien, dass er die Klappe halten soll, doch ich beiße die Zähne zusammen.

Als wir endlich auf einer kleinen Rollbahn landen, kann ich gar nicht schnell genug aus diesem Sarg der Lüfte rauskommen. Ich schnappe mir meine Koffer, verabschiede mich vom Piloten und sehe zu, dass ich so weit weg von diesem Flugzeug wie nur möglich komme. Ohne viel Zeit zu verlieren, steigt er zurück in die Maschine und startet die Motoren, um zurück zur Hauptinsel zu fliegen. Irgendwann werde ich auch wieder von der Insel runter müssen, was bedeutet, dass ich noch mal in so ein Ding einsteigen muss. Mit großen Flugzeugen habe ich keine Probleme, aber dieses Teil, das bei jedem Luftzug irgendwo klappert, ist nicht gerade vertrauenserweckend.

Als sich meine Atmung wieder beruhigt hat, fische ich mein Handy aus der Tasche und wähle Anthonys Nummer. Nur die Mailbox geht ran und ohne etwas draufzusprechen, drücke ich das Gespräch weg.

Als Nächstes wähle ich die Nummern seiner Assistentinnen, die ihn meistens auf die Expeditionen begleiten. Auch diesmal habe ich kein Glück und langsam beginne ich, nervös zu werden. Das darf doch nicht wahr sein! Ich sitze hier im Nirgendwo mit nicht einmal einem Dach über dem Kopf und habe keine Ahnung, wohin ich gehen soll. Das Rollfeld, auf dem wir vorhin gelandet sind, ist umgeben von Wäldern. Nirgends sehe ich ein Haus, geschweige denn so etwas wie einen Flughafen. Es ist, als wäre ich mitten in der Wildnis. Großartig ...

Meine Finger zittern bereits, als ich durch das Telefonbuch scrolle und jeden anrufe, der zum Team in Ägypten gehört hat. Die beiden, die ich erreiche, sagen mir, dass sie nicht mit in Island sind und mir nicht helfen können.

Ich schaue auf meine Armbanduhr. Sie zeigt kurz nach sechzehn Uhr an, weil ich sie noch nicht zwei Stunden zurückgestellt habe. Hier haben wird es erst kurz nach zwei, aber dennoch liegt ein diesiges Zwielficht über der Insel, als wäre es schon abends.

»Hallo? Ist hier jemand?«, rufe ich so laut ich kann. Als Antwort höre ich in der Ferne nur einige Vögel zwitschern.

Was mache ich jetzt? Ich kann keine Menschenseele sehen und sitze hier auf einer Insel fest, die ich nicht kenne. Meine Teamkollegen kann ich nicht erreichen und es gibt nicht mal einen Unterstand oder ein Haus, wo ich mich solange aufhalten könnte, bis sie mich abholen kommen.

Um meine Hände aufzuwärmen, stecke ich sie unter die Achseln. Mir bleibt gar nichts anderes übrig, als hier zu warten, bis Anthony oder einer der anderen auftaucht. Mit den beiden Koffern werde ich mich nicht durch den Wald kämpfen, schließlich weiß ich nicht einmal, in welche Richtung ich mich wenden muss. Aber kann ich wirklich hier warten? Was, wenn die Nacht anbricht und mich noch immer niemand vermisst? Wie kalt wird es hier in Island? Gibt es hier gefährliche Tiere? Wieso hat man uns so wichtige Informationen nicht während des Studiums beigebracht? Ich traue mich noch nicht einmal, danach zu googlen, auch weil ich den Akku meines Handys nicht zu sehr strapazieren will. Wenn er leer ist, habe ich ein *echtes* Problem.

»Ganz toll, Emma«, murmle ich zu mir selbst. »Wo hast du dich da wieder reingeritten?«

Die letzten Jahre war ich immer mal wieder in Situationen, die mich an den Rand eines Nervenzusammenbruchs gebracht haben. Das bringt ein Aufenthalt in anderen Ländern, weit abseits der Touristengebiete, nun mal mit sich. Aber hier mitten im Nirgendwo zu erfrieren, stand nicht auf meiner Liste der Dinge, die ich unbedingt vor dem Tod erleben muss. Darauf könnte ich dankend verzichten.

Immer wieder schaue ich auf mein Handy. Keine Nachrichten, keine Anrufe. Doch das Batteriesymbol weist mich mit einem aufgeregten Blinken darauf hin, dass mir nur noch knapp 25% Akku bleiben. *Shit.*

Die Zeit vergeht quälend langsam. Minuten kommen mir wie Stunden vor und die Kälte beginnt durch meine Kleidung zu kriechen. Um mich aufzuwärmen, jogge ich um meine Koffer herum, mache immer wieder Pausen, um Anthony oder irgendeinen der anderen zu erreichen, doch ich habe immer noch kein Glück. Stellenweise habe ich gar keinen Empfang, weshalb ich mein Handy in die Höhe halte und ziellos durch die Gegend laufe.

Ich zwinge mich dazu, ruhig zu atmen, und gehe in Gedanken die Survival-Regeln durch, die mir das Team an meinem ersten Tag eingebläut hat.

Regel Nummer 1: Bleibe immer am vereinbarten Treffpunkt, bis dich jemand holen kommt.

Regel Nummer 2: Gehe auf keinen Fall alleine los, erst recht nicht, wenn du die Gefahren nicht abschätzen kannst.

Regel Nummer 3: Setze Prioritäten und verwalte deine Ressourcen sinnvoll.

Tja, leider habe ich keinerlei Ressourcen, die ich sinnvoll verwalten könnte. Ich habe weder was zu essen noch zu trinken. Irgendwo in meinem Koffer habe ich ein kleines Schweizer Taschenmesser und ein Feuerzeug, aber da hört es auch schon auf. Auf ein Überlebenstraining abseits jeglicher Zivilisation war ich nicht vorbereitet. Selbst mitten in der Wüste hatten wir Kühlboxen, Radios, Generatoren und Solaranlagen, die uns mit dem nötigsten Strom versorgt haben - um die Ventilatoren zu betreiben.

Aber diese Gegend hier in Island ist so roh und unberührt, dass ich mir nicht einmal sicher bin, ob die überhaupt wissen, was Strom ist. Von Internet ganz zu schweigen.

Als es immer dunkler und ich immer unruhiger werde, treffe ich eine Entscheidung. Erneut wähle ich alle Nummern durch, erreiche aber wieder niemanden. Obwohl ich genau weiß, dass ich einen Fehler mache, suche ich mir die unverzichtbarsten Dinge aus den beiden Koffern und stopfe sie in meine Handgepäcktasche. Anschließend ziehe ich so viele Lagen Kleidung

übereinander wie möglich, schultere die Tasche und gehe wahllos in eine Richtung los.

Grillenzirpen und das entfernte Rufen eines Uhus sind die einzigen Geräusche, die ich höre, zusammen mit dem lauten Klopfen meines Herzens. Ich schlage mich durch das Unterholz in der Hoffnung, bald auf eine Siedlung zu treffen, schließlich kann diese Insel doch nicht komplett unbewohnt sein, immerhin gibt es hier ein Rollfeld für die Flugzeuge und einen Kiesweg, der von dort wegführt. Allerdings verläuft er sich irgendwo zwischen dichtem Gestrüpp, als wäre er eine lange Zeit nicht benutzt worden. Und irgendwo muss mein Team stecken. Sollten sie doch zum Rollfeld kommen, werden sie mein Gepäck finden und sich einen Reim drauf machen.

So groß wird diese Insel schon nicht sein, dass ich mich hier verlaufen könnte.

Obwohl ... So viel Vertrauen in meinen inneren Kompass habe ich nicht. Aber ich kann doch nicht die Nacht über warten, dass jemand kommt. Ich muss die Sache selbst in die Hand nehmen und wenigstens versuchen, einen Platz zum Übernachten zu finden.

Das Piepen meines Handys lässt mich innehalten. Hastig streife ich die Handschuhe ab und fische es aus meiner Jackentasche. Ein Blick aufs Display und ich weiß, was los ist: Der Akku macht schlapp. Das darf doch wohl nicht wahr sein! Bitte nicht jetzt! Doch das Batteriezeichen blinkt mich unerbittlich weiterhin an. Ich erwäge kurz, noch einmal einen Anruf zu wagen, aber verwerfe die Idee gleich wieder. Das würde den Akku endgültig killen.

Ich habe die Wahl zwischen zwei Optionen. Eine davon ist zurückzugehen und dort auf Hilfe zu warten. Vorausgesetzt, ich finde den Weg zurück ... Die zweite ist, weiter ziellos in den dichten Wald hineinzulaufen und zu hoffen, bald auf irgendeine Form von Zivilisation zu treffen.

Beide Wege bergen Risiken, die ich nicht abschätzen kann. Beide können schiefgehen.

Ich kaue auf meiner Unterlippe, während ich die Möglichkeiten, die mir bleiben, durchgehe. Ach, scheiß drauf! Jetzt bin ich schon so weit

gekommen, da werde ich doch nicht umdrehen! Entschlossen schiebe ich die Zweige des Gebüschs, das mir im Weg steht, beiseite und mache einen Schritt nach vorne.

Da, wo ich eigentlich Boden unter meinen Füßen spüren müsste, ist jedoch nichts. Ehe ich realisieren kann, was los ist, verliere ich das Gleichgewicht, spüre ein flatterndes Gefühl im Magen und falle in eine tiefe Schwärze hinab.

Kapitel 3

Autsch ...

Das ist das Erste, was mir durch den Kopf schießt, als ich langsam wieder zu mir komme. Unter meinem Gesicht und den Händen spüre ich Geröll und spitze Steine, und mein Körper scheint nur noch aus Schmerzen zu bestehen. Trotzdem schaffe ich es irgendwie, mich aufzurichten.

Als ich wieder halbwegs bei Sinnen bin, mache ich eine kurze Bestandsaufnahme. Die dicke Kleidung hat größere Verletzungen verhindert. Nur am rechten Bein und beiden Händen habe ich einige Schrammen. Wie mein Gesicht aussieht, weiß ich nicht. Ich spüre Nässe an meinem Schienbein und taste danach. Meine Hose ist an der Stelle aufgerissen, aber die Wunde scheint nur oberflächlich zu sein. Eine glatte Schramme, die zum Glück nicht tief ist und aus der nur ein paar Blutstropfen hervorquellen, weiter nichts. Prellungen habe ich sicherlich auch davongetragen, aber ich komme auf die Beine.

Als mich Schwindel überkommt, schließe ich die Augen und stütze mich an der Felswand ab.

Na toll! Ich bin nicht nur mitten im Nirgendwo gestrandet, sondern nun auch noch einen Abhang hinuntergefallen. Hier unten wird mich garantiert niemand finden ... Was soll ich jetzt nur machen?

Ich schaue nach oben, kann aber die Kante der Klippe nicht erkennen. An den Felsen emporzuklettern versuche ich gar nicht erst. Es würde damit enden, dass ich mir das Genick breche, da bin ich mir sicher. Aber was dann? Ich sehe mich um. Bei meinem Sturz scheine ich in eine breite Schlucht gefallen zu sein. Ein paar Meter weiter plätschert ein kleiner Bach. Ich beiße die Zähne zusammen, ignoriere die Proteste meiner Knochen und Muskeln und knie mich davor. Mit der Hand schöpfe ich ein wenig Wasser und trinke. In meinem Hals spüre ich jeden Zentimeter, den das Wasser zurücklegt, so eiskalt ist es, doch es erfrischt mich auch, nachdem ich seit dem Flugstart in Berlin keinerlei Flüssigkeit mehr zu mir genommen habe.

Ganz in der Nähe entdecke ich auch meine Tasche, die den Sturz anscheinend ebenfalls heil überstanden hat. Nachdem ich meinen Durst gestillt habe, schleppe ich mich die paar Meter zu ihr hin. Als ich näher komme, sehe ich, dass sich hinter der Tasche ein Loch in der Felswand befindet. Ist das eine Höhle?

Unsicher mache ich einige Schritte darauf zu. Dort drin könnte ich geschützt vor Wind und Wetter die Nacht abwarten und morgen früh bei Licht einen Weg zurück nach oben suchen. Vorausgesetzt, dass noch nichts in dieser Höhle haust und keine ungeladenen Gäste haben will ... Ich hätte mich wirklich gestern noch darüber informieren sollen, welche Flora und Fauna mich hier in Island erwartet ... Stattdessen bin ich blauäugig in mein Verderben geflogen. Und nun traue ich mich nicht, dieses Versäumnis nachzuholen, aus Angst, den Handy-Akku damit endgültig zu killen.

Momentan scheint aber diese Höhle meine beste Option zu sein. Auf jeden Fall ist es besser, als schutzlos unter freiem Himmel die Nacht zu verbringen. Morgen früh, nachdem die Sonne aufgegangen ist, wird es mir bestimmt leichterfallen, einen Weg aus der Schlucht zu finden.

Ich hole das Feuerzeug aus der Tasche und betrete mit einem flauen Gefühl im Magen die Höhle. Mein Herz klopft bis zum Hals, als ich mich Meter für Meter weiter in das Gestein vortraue. Hier drin ist es logischerweise noch dunkler als draußen, und die mickrige Flamme des Feuerzeugs schafft es nicht annähernd, genügend Licht zu spenden. Viel schlimmer noch: Das flackernde Feuer wirft gruselige Schatten an die Steinwände, die meine Panik nur noch verstärken. Ich beginne zu zittern und will nichts lieber tun als umzudrehen, doch mein Überlebenswille treibt mich vorwärts. Außerhalb der Höhle werde ich erbärmlich frieren oder bei meinem Glück von irgendwas gefressen werden.

Beinahe blind taste ich mich mit den Händen voran, rutsche immer wieder am klebrig-nassen Gestein ab und erschrecke, als ich etwas Pelziges unter meinen Fingern spüre. Mit einem Schrei springe ich zurück und halte schützend das Feuerzeug vor mich.

Als ich sehe, dass es nur Moos war, in das ich gegriffen habe, fasse ich mir mit der Hand an die Brust, um mein wild klopfendes Herz zu beruhigen.

»Ganz ruhig, Emma«, murme ich zu mir selbst. »Hier drin ist nichts, was dir gefährlich werden könnte. Das ist nur Moos, nichts weiter.«

Trotzdem weigern sich meine Beine beharrlich, auch nur noch einen einzigen Schritt zu tun. Mir soll's recht sein. Dieser Platz ist so gut wie jeder andere. Also lasse ich mich hier nieder, breite eine der Jacken unter mir aus, damit ich nicht auf dem blanken Boden sitze, und ziehe die Beine an den Körper.

Es ist stockdunkel um mich herum. Ein Feuer kann ich nicht machen, da ich kein Holz habe, und das Feuerzeug will ich auch nicht überstrapazieren. Aber wie es aussieht, habe ich Glück im Unglück. Nichts außer mir scheint in dieser Höhle zu hausen. Wenigstens etwas. Nicht auszudenken, was mit mir passieren würde, wenn hier irgend ...

Ein Knurren hinter mir lässt mich erstarren. Augenblicklich richten sich sämtliche Härchen auf meinen Armen und in meinem Nacken auf, doch erst als ich einen Lufthauch spüre, der meine Haare ein Stück nach vorne weht, kommt wieder Leben in mich. Ängstlich wirble ich herum ...

... und starre in hellblaue Augen, die in der Dunkelheit zu leuchten scheinen.

Auf allen vieren krabbele ich ein Stück rückwärts, bis ich an die hinter mir liegende Wand pralle. Meine Finger zittern, als sie nach dem Feuerzeug tasten, das in meiner Hosentasche steckt. Beim Versuch, es anzuzünden, fällt es mir aus der Hand, aber ich traue mich nicht, nach ihm zu tasten. Viel zu sehr bin ich von den leuchtenden Augen gefesselt, die sich mir nähern und die einzige Lichtquelle sind.

Als erneut das Knurren ertönt und bis in meinen Körper zu pulsieren scheint, halte ich mir mit beiden Händen die Ohren zu.

Scheiße, in was habe ich mich da nur reingeritten? Ich könnte jetzt gemütlich daheim auf der Couch liegen und Channing Tatum dabei zusehen, wie er sein Shirt zerreißt, aber nein, stattdessen sitze ich am Ende der Welt in einer Höhle und diene gleich als Abendbrot für irgendeine heimische Bestie.

»Bitte, friss mich nicht!«, stammle ich, doch ich wage nicht, die Augen zu öffnen, sondern erwarte jederzeit den Schmerz, wenn das Biest seine Zähne in mich schlägt. Hoffentlich wird es nicht zu sehr weh tun ...

Die Zeit vergeht und als nichts geschieht, öffne ich vorsichtig ein Auge und spähe in die Dunkelheit. Langsam nehme ich auch die Hände von den Ohren, in denen ich jetzt mein Blut rauschen höre.

Ist das, was auch immer es war, verschwunden? Bin ich tatsächlich mit heiler Haut davongekommen?

So schnell es meine schwitzigen Hände zulassen, durchwühle ich die Taschen meiner Hose nach meinem Handy. Scheiß auf den Akku! Ich muss wissen, ob das Vieh verschwunden ist. Als ich das Handy heraushole, drücke ich den Standby-Knopf und sofort wird meine Umgebung in ein diffuses Licht getaucht. Vorsichtig schwenke ich das Gerät erst nach links, dann nach rechts, und leuchte so die Höhle aus.

Gerade als ich beschließen will, dass die Gefahr vorüber ist, begegne ich erneut dem Blick der hellblauen Augen. Ich schlucke angestrengt, als ich das Monster sehe, zu dem sie gehören, und wage es nicht, auch nur einen Muskel zu rühren.

Völlig ruhig mustert es mich aus gut fünf Meter Entfernung. Die spitzen Ohren sind aufgerichtet und der Kopf leicht schräg geneigt. Sein mitternachtsschwarzes Fell schimmert im Licht des Displays silbrig. Ein schwarzer Wolf. Na großartig.

Mit langsamen, fast zeitlupenartigen Bewegungen versuche ich, mehr Distanz zwischen das Tier und mich zu bringen. Deshalb rutsche ich ein Stück nach rechts, den Ausgang im Rücken, doch als ich gut einen Meter zurückgerobbt bin, zieht der Wolf die Lippen nach oben und bleckt die Zähne. Wieder erstarre ich, und als ich mich nicht mehr bewege, mustert er mich erneut mit diesem nahezu fragenden Gesichtsausdruck.

Warum bleibt er dort einfach sitzen? Ich habe mich ihm doch quasi auf dem Silbertablett serviert, indem ich einfach in seine Höhle gestolpert bin. Eine so leichte Mahlzeit wird er auf dieser Insel nicht alle Tage bekommen. Warum hat er also noch nicht seine spitzen Zähne in mich geschlagen? Worauf wartet er?

Vielleicht denkt er darüber nach, ob er mich auf einmal schafft oder ob er mich lieber häppchenweise zerteilen soll, für schlechte Zeiten.

Und dann sehe ich es. Vorsichtig halte ich mein Handy ein Stück höher, um mehr Licht zu bekommen. Lange wird das Ding nicht mehr

durchhalten ... Aber eben habe ich etwas zwischen dem Fell des Wolfs aufblitzen sehen, was dort nicht hingehört. Es sah aus ... wie ein Draht. Ein Kupferdraht. Hat er sich vielleicht in einer Falle verfangen? Aber wer sollte auf einer menschenleeren Insel Fallen aufstellen?

Ehe ich es mir wieder anders überlegen kann, strecke ich zögerlich die freie Hand aus. »Ich tue dir nichts«, sage ich leise. »Wenn du mir nicht wehtust, tue ich dir auch nicht weh.«

Wie blöd ist das denn? Rede ich hier gerade wirklich mit einem Wolf darüber, dass er mir nichts tun soll? Anscheinend habe ich mich beim Sturz doch schlimmer verletzt, als ich angenommen habe ...

Ich schlucke die Zweifel hinunter. Der Wolf lässt mich nicht weg, aber er tut mir auch nichts, also versuche ich, das Beste aus der Situation zu machen.

Zentimeter für Zentimeter strecke ich ihm meine Hand entgegen, rutsche auf den Knien langsam vor, immer darauf bedacht, ja keine ruckartigen Bewegungen zu machen. Ich schlucke gegen einen dicken Kloß in meinem Hals an und bete, dass er das Zittern nicht sieht. War es nicht so, dass Wölfe Angst riechen können? Wenn dem so ist, muss ich bis zum Himmel danach stinken. Ich habe keine Ahnung, warum ich das gerade tue, aber es scheint mir der einzige Weg zu sein. Wenn ich versuche zu fliehen, wird er mich anfallen, da bin ich mir sicher. Wenn ich aber das Gegenteil von dem tue, was er erwartet, vielleicht ... habe ich dann eine Chance, alles unbeschadet zu überstehen.

Als meine Finger nur noch eine Handbreit von seiner Schnauze entfernt sind, kneife ich die Augen zu und befehle mir, ruhig und gleichmäßig zu atmen. Ein hoffnungsloses Unterfangen.

Ich spüre, dass der Wolf an meiner Hand schnuppert, merke die Luft, die er einsaugt und ausstößt, und kann mich nur mit Mühe davon abhalten, schreiend meine Hand wieder zurückzuziehen. Jede Sekunde rechne ich damit, dass er seine Fänge in mein Fleisch schlägt und mich verspeisen wird. Doch dann spüre ich etwas Nasses an meiner Handfläche und öffne vorsichtig die Augen. Seine Nase ... Er drückt seine Nase gegen mich. Darf ich das als gutes Zeichen werten? In diesem Moment verfluche ich in Gedanken meine Eltern dafür, dass ich mir nie einen Hund halten durfte.

Vielleicht wäre ich dann eher in der Lage, sein Verhalten zu deuten und das Wissen für meine Zwecke zu nutzen, doch so muss ich mich ganz allein auf meinen Instinkt und die innere Stimme verlassen. Und die flüstert unablässig, dass ich ihm helfen soll.

Ich lege das Handy auf den Boden und strecke auch die andere Hand nach ihm aus. Im fahlen Displaylicht brauche ich eine Weile, bis ich den kupfernen Draht erneut sehe. Vorsichtig teile ich sein dichtes Fell und taste nach der Drahtschlinge. Als sich meine Finger darumlegen, stutze ich. Es ist kein Draht, wie ich bisher angenommen habe. Es ist weicher, fast wie eine Art Stoff. Eher wie ein ... Seil.

Mit spitzen Fingern ziehe ich es ein Stück zu mir und betrachte es stirnrunzelnd. Ein Draht hätte von einer Falle stammen können, aber ein Seil? In dieser Farbe? Zwischen meinen Fingern schimmert es golden und sieht kostbar aus. Ist das eine Leine? Gehört der Wolf vielleicht jemandem?

Als er sieht, dass ich das Seil mustere, stößt der Wolf ein leises Winseln aus.

»Ist ja schon gut«, sage ich und wühle in den tiefen Hosentaschen nach meinem Schweizer Messer. »Ich werde es dir jetzt abnehmen.«

Ich ziehe die Klinge heraus, die im Schein des Displays aufblitzt. Sofort fängt der Wolf an zu knurren und weicht von mir zurück, die hellblauen Augen starr auf das Messer gerichtet.

»B-Beruhige dich! Ich will dir nichts tun!« Doch meine Worte bewirken rein gar nichts. Wie von Sinnen starrt er das Messer an. Mit gesenktem Kopf und gesträubten Nackenfell steht er dort und bleckt die Zähne. »Ich will doch nur das Seil durchschneiden. Ich werde dich nicht verletzen.«

Natürlich erreiche ich damit nichts. Wie soll dieses Tier mich auch verstehen können? Wieder kriecht die Angst meine Glieder hinauf. Zum ersten Mal sieht der Wolf *richtig* gefährlich aus und ich spiele mit dem Gedanken zu fliehen. Bis ich mich jedoch hochgerappelt und umgedreht hätte, wäre er mir schon zehnmal in den Rücken gefallen. Also bleibe ich sitzen und starre ihn an, versuche dabei, so wenig Angst wie möglich zu zeigen.

Das Messer habe ich bereits zur Seite gelegt, aber das beruhigt ihn nicht im Mindesten. Noch immer fixiert er abwechselnd mich, dann das

Taschenmesser, das zwar nicht mehr in meiner Hand, aber noch in meiner Reichweite liegt. Um es ganz wegzupacken, fehlt mir der Mut.

So komme ich nicht weiter. Ich kann nicht zurück, also bleibt mir nur der Weg nach vorn. Ich beiße die Zähne zusammen und strecke erneut die Hand nach ihm aus, ignoriere sein wütendes Knurren so gut es geht. Entschlossen greife ich nach dem Seil, das an seinem Hals herunterhängt. Es scheint um seinen ganzen Körper gewickelt zu sein. Also doch keine Leine? Egal, es stört ihn sicherlich und behindert ihn in seinem Bewegungsradius — garantiert einer der Gründe, warum ich noch an einem Stück bin. Und vielleicht schlägt er sich die Idee, dass ich besonders gut schmecken würde, aus dem Kopf, wenn ich ihn von dem Ding befreie.

Ich ziehe das Seil weiter zu mir, bis es lose zwischen uns hängt, aber ein Ende kann ich immer noch nicht sehen. Zumindest hat er aufgehört zu knurren.

Damit fängt er jedoch wieder an, als ich nach dem Messer greife. Diesmal zögere ich nicht, mache keine langsamen Bewegungen, sondern setze es schnell an das goldene Seil an.

Als er das Messer aufblitzen sieht, beschließt der Wolf, mich nun doch verspeisen zu wollen. Er setzt zum Sprung an, sein Maul weit aufgerissen.

»Pfui, böser Wolf!«, schreie ich, während ich im nächsten Moment das Seil durchtrenne und das Messer von mir werfe.

Was für glorreiche letzte Worte ... Damit werde ich garantiert nicht in die Geschichtsbücher eingehen. Egal, jetzt ist es eh vorbei und ich brauche mir keine Gedanken mehr darüber zu machen. Abgesehen davon ist mein Kopf wie leer gefegt. Vor meinem inneren Auge zieht nicht mein bisheriges Leben vorbei, wie ich immer angenommen habe. Da ist rein gar nichts, nur das riesige Tier, das im Begriff ist, mich zu töten.

Der Wolf fliegt auf mich zu, doch plötzlich zucken seine bis eben flach an den Kopf gelegten Ohren senkrecht nach oben und er reißt die Augen auf. Wäre die Situation nicht so gefährlich, hätte ich über seinen verduzt wirkenden Gesichtsausdruck gelacht. Hastig krabble ich von ihm weg, meine schweißnassen Hände verlieren den Halt und ich das Gleichgewicht. Ich rutsche nach hinten und knalle mit dem Kopf gegen die Felswand.

Bevor er mich erreicht, umfängt mich gnädige Dunkelheit und ich werde ohnmächtig.

#

Es ist dunkel.

Und es ist kalt.

Sollte da nicht irgendwo ein strahlendes Licht sein, auf das ich zugehen muss, wenn ich tot bin? Wo ist das bitte? Kann noch nicht einmal bei meinem Tod alles normal laufen?

Diese hämmernden Kopfschmerzen ... Ich dachte eigentlich, dass alle Schmerzen mit einem Mal verschwinden, sobald man das Zeitliche gesegnet hat. Und tot bin ich mit Sicherheit. Niemals hätte ich unbeschadet aus der Höhle kommen und dem Angriff des schwarzen Wolfs ausweichen können.

Also gibt es gar keine andere Möglichkeit, als dass ich ...

Es fühlt sich an, als würde ein Stein auf mir liegen, der mir die Luft zum Atmen nimmt. Aber ich muss doch nicht mehr atmen ...? Schließlich bin ich tot. Doch meine Lunge schreit immer lauter nach Sauerstoff. Hier stimmt etwas nicht ...

Ich befehle meinen Händen, sich zu bewegen, und - tatsächlich! - sie folgen meinem Befehl. Langsam zwar, aber sie tun es. Zuerst ertaste ich nur den kalten Stein, auf dem ich liege. Bin ich etwa doch nicht tot? Aber wie ... wie kann das sein?

Als Nächstes versuche ich zu ergründen, was mir das Atmen so schwer macht. Wenn ich immer noch lebe, brauche ich Luft. Und eine Aspirin. In genau dieser Reihenfolge. Alles andere kann warten, bis ich wieder halbwegs klar im Kopf bin. Es schmerzt, meine Arme zu heben. Meine Muskeln ächzen unter dieser simplen Bewegung, als hätte ich sie seit Ewigkeiten nicht benutzt. Ach ja, der Sturz ... Ich bin von einer Klippe gestürzt und habe mir dabei bestimmt einige Prellungen zugezogen. Erfahrungsgemäß schmerzen die immer erst eine Zeit später, aber das, was ich gerade spüre, ist eindeutig zu viel für mich. Es fühlt sich an, als wäre ich in eine Müllpresse geraten, die sämtliche meiner Knochen in fein säuberliche Splitter zerquetscht hat und meine Muskeln es gerade so noch schaffen, alles zusammenzuhalten.

Nachdem ich es endlich geschafft habe, meine Arme anzuheben, versuche ich, das, was auf mir liegt, herunterzuschieben. Ich erwarte, ebenfalls kaltes Gestein zu spüren, doch ... meine Finger ertasten etwas *ganz* anderes. Es fühlt sich fast so an wie ... *Haut*. Warme Haut. Aber wie kann das sein?

Ich zwingen mich, die Augen zu öffnen. Sofort kneife ich sie jedoch wieder zu, weil die Helligkeit darin brennt. Helligkeit? In dieser Höhle war es stockdunkel, als ich dem Wolf begegnet bin. Warum ist es dann plötzlich hell? Liege ich etwa schon so lange hier, dass inzwischen die Sonne aufgegangen ist?

Alles dreht sich in meinem Kopf, hinzu kommt das ununterbrochene Hämmern in meinen Schläfen. Ich kann mich ... überhaupt nicht konzentrieren.

Erneut zwingen ich meine Lider dazu, sich zu öffnen, und lasse meine Hände an dem Gewicht auf mir entlanggleiten. Das kann keine Haut sein ... Was sollte sich denn hier nach Haut anfühlen? Vielleicht ein *sehr* glatter Gesteinsbrocken? Aber der wäre nicht warm ...

»Hilfe«, krächze ich und winde mich unter dem Gewicht auf mir. Mit beiden Händen versuche ich, es von mir zu schieben, aber es bewegt sich keinen Zentimeter. Panik kriecht in mir auf, als ich immer heftiger nach Luft schnappen muss, und meine Bewegungen werden hektischer, auch wenn meine Muskeln dagegen protestieren.

Ein Knurren, das direkt über mir ertönt und meinen Körper vibrieren lässt, beendet abrupt meine Bemühungen. Was zum ...?

Das, was auch immer auf mir liegt, bewegt sich plötzlich, richtet sich auf und ich kann endlich frei durchatmen

... zumindest, wenn ich nicht die Luft anhalten würde.

Mit weit aufgerissenen Augen starre ich nach oben. Die Helligkeit kratzt mich gerade nicht im Geringsten, denn ich bin viel zu sehr damit beschäftigt, nicht in Schnappatmung zu verfallen. Mein Kopf fühlt sich an, als würde er jede Sekunde explodieren, weil er das, was meine Augen sehen, nicht verarbeiten kann.

Ein ... Mann ... Er war es, der mit seinem ganzen Gewicht auf mir lag und sich nun auf die Ellenbogen stützt. Blinzeln schaut er auf mich hinab, als würde er mich zum ersten Mal sehen. Na ja, das tut er womöglich auch, schließlich bin ich ihm noch nie begegnet. Denn — *holla, die Waldfee!* — *darin* würde ich mich *garantiert* erinnern. Sein Anblick löscht beinahe die traumatischen Erlebnisse der letzten Stunden aus meinem Gedächtnis. Vielleicht freut sich mein Gehirn auch nur über etwas Ablenkung, nachdem ich fast verspeist wurde — ich weiß es nicht, aber meine Gedanken überschlagen sich gerade.

Ich sehe nicht viel von ihm, nur sein Gesicht und die Schulterpartie, aber das reicht aus, um mein Herz ein paar Takte schneller schlagen zu lassen. Am meisten fesseln mich die funkelnden blauen Augen, mit denen er mich mustert. Seine Lippen sind zu einem schmalen Strich zusammengepresst und seine dunklen Brauen sind zusammengezogen, wodurch sich eine steile Falte zwischen ihnen bildet.

»W-Wer ...«, stammle ich. Augenblicklich verengen sich seine Augen zu Schlitzern. Er stößt sich ab und springt von mir runter. Ich rapple mich ebenfalls hoch — sehr zum Missfallen meiner geprellten Muskeln — und beobachte sein merkwürdiges Verhalten. In einiger Entfernung bleibt er hocken und fixiert jede meiner Bewegungen. Sein Körper ist vollends angespannt wie eine Bogensehne ... oder wie ein Raubtier auf der Jagd.

Apropos Körper: Der ist vollkommen unbekleidet und — *Donnerlittchen!* — mir gefällt durchaus, was ich da sehe. Nicht übertrieben muskulös, aber auch nicht schlaksig, eher wie ein Tänzer.

Schnell lasse ich meinen Blick wieder in unverfänglichere Gefilde wandern und bleibe an seinem Gesicht hängen. Seine rabenschwarzen Haare fallen ihm bis zu den Augen, sind heillos zerzaust und ... Moment, was ist das? Da ... bewegt sich etwas auf seinem Kopf. Ich kneife die Augen zusammen und beuge mich ein Stück nach vorne, um es besser sehen zu können. Das sind keinesfalls Haare, die sich scheinbar unkontrolliert auf seinem Kopf bewegen ... Hier ist es vollkommen windstill. Aber was ... Ich schnappe hörbar nach Luft, als ich erkenne, was es ist: Ohren. Spitz, groß und genauso schwarz wie seine Haare ragen sie auf seinem Kopf empor und zucken bei jedem Geräusch, das ich mache, in meine Richtung.

Ach. Du. Heilige. Scheiße. Ich halluziniere. Ganz eindeutig. Eine andere Erklärung gibt es dafür nicht. Wahrscheinlich habe ich mir den Kopf irgendwo angeschlagen und nun fantasiere ich von einem nackten Kerl, der Wolfsohren hat. Das kommt davon, wenn man allein durch die Walachei wandert, ohne sich vorher Channing Tatum zu Ende angesehen zu haben ... *So was* kann nur dabei herauskommen!

Ich weiche weiter zurück, bis ich mich mit meinem Rücken gegen die Felswand presse. Mein Herz klopft bis zum Hals, während ich den Typen schweigend mustere. Im Grunde rechne ich damit, dass er sich jede Sekunde wie eine Fata Morgana in Luft auflöst, doch je länger ich ihn anstarre, desto realer kommt er mir vor. Aber was macht er hier? Und wo kommt er auf einmal her? Und warum ist er nackt? (Nicht, dass ich mich über Letzteres beschweren würde ... Rein rhetorische Frage!)

Ich habe so viele weitere Fragen, aber ich traue mich nicht, auch nur eine einzige davon zu stellen. Wenn ich ihn fragen würde, was das da auf seinem Kopf ist, würde ich mir nur eingestehen, dass ich es *tatsächlich* sehe. Ich würde mich selbst als Verrückte abstempeln. Denn das kann unmöglich real sein! Aber wie schlimm muss ich mir den Kopf angeschlagen haben, um *so was* zu fantasieren? Ich meine, ein nackter Mann, okay, das könnte ich noch auf mein fehlendes Sexualleben schieben, aber ein nackter Mann mit spitzen Wolfsohren? Das ist selbst für meine Vorstellungskraft zu viel ...

Nachdem er mich die ganze Zeit über angestarrt hat, senkt er seinen Blick und schaut auf seine Hände. Ich tue es ebenfalls und erschrecke, als ich sehe, dass seine Finger spitz zulaufend sind, beinahe so, als hätte er ... Krallen.

Das wird ja immer besser ... Nicht nur spitze Ohren, nein, nun auch noch Krallen ... Was ist denn das für ein verrückter Fetisch, den ich mir da einbilde? Aber Einbildung oder nicht, ich würde mich bedeutend wohler fühlen, wenn ich etwas hätte, womit ich mich im Notfall verteidigen könnte. Wo habe ich gestern Nacht nur mein verdammtes Taschenmesser hingeworfen? Suchend lasse ich meinen Blick über den Höhlenboden gleiten. Ich würde mich sehr viel besser mit dem Ding in der Hand fühlen, auch wenn es mit Sicherheit völlig nutzlos gegen ihn wäre. Der Mann sieht mir nicht so aus, als würde er es sanft angehen lassen. Eher, als hätte er schon

einige Schlachten gesehen und in dunkle Abgründe geschaut. Da ist keinerlei Wärme in seinen Augen, deren Blick immer noch abschätzend auf seinen Händen ruht, als sähe er sie zum ersten Mal. Mit seinem trainierten Körper würde er mich sicher in Sekundenschnelle überwinden, selbst *wenn* ich das Taschenmesser hätte ...

Ich kratze all meinen Mut zusammen und räuspere mich. Augenblicklich rucken seine spitzen Ohren in meine Richtung und nur den Bruchteil einer Sekunde später sieht er mich an. Der mühsam gesammelte Mut verpufft unter seinem stahlharten Blick. Was habe ich mir nur dabei gedacht, seine Aufmerksamkeit wieder auf mich zu lenken? Ich hätte abhauen oder ihm eine überbraten sollen - aber mich doch nicht räuspern, verdammt noch mal! Nun sitze ich noch immer hier wie das Kaninchen in der Falle.

»W-Wer bist du?«, frage ich dennoch und bin froh, dass mir kein »*Was bist du?*« entfleucht. Das wäre dann meine nächste Frage, obwohl ich glaube, dass ich sie lieber nicht stellen sollte ... Der Kerl sieht nicht so aus, als wäre er an einer Konversation interessiert. Und höchstwahrscheinlich versteht er mich gar nicht. Immerhin sind wir auf Island und er sieht nicht aus wie einer aus meinem Team und ...

»Du ...«, murmelt er. Seine Stimme klingt rau, als hätte er mit einem Reibeisen gegurgelt - oder für eine sehr lange Zeit nicht gesprochen. »Du bist das Weib von letzter Nacht.«

Weib? Also, ich muss doch sehr bitten! Moment ... Woher weiß er, dass ich schon seit gestern Nacht hier bin? Hat er sich etwa auch hier in der Höhle vor dem Wolf versteckt?

»Was ... Was hast du mit mir gemacht?«, fährt er dann fort. Sein Blick ruht auf seinen Händen, die er vor seinem Gesicht nach allen Seiten dreht, wandert dann seinen Arm hinauf zur Schulter. »Welche Magie hast du angewandt, um mich in diesen Körper zu bannen, Weib? Mach es rückgängig, *auf der Stelle!*«

Bei der Schärfe in seiner Stimme zucke ich zusammen. Was ist denn mit dem los? »Ich habe gar nichts gemacht!«, fauche ich ebenso wütend zurück. »Du hast doch auf *mir* gelegen, also hast *du* was mit mir gemacht! Ich will eigentlich gar nicht so genau wissen, was du gemacht hast und was

das sollte ... Und überhaupt, sehe ich etwa so aus, als würde ich *Magie* beherrschen? So etwas gibt es nicht. Wo haben sie dich denn laufen lassen?« Wenn ich mir die Frage selbst beantworten müsste, würde ich zwischen »Forschungslabor mit verrücktem Wissenschaftler, der Tiere und Menschen kombinieren will« und »Heilanstalt des Mittelalters« tippen. Und ich bete inständig, dass keine der beiden Möglichkeiten zutrifft ...

Er starrt mich an, als hätte ich aramäisch rückwärts mit ihm gesprochen. Genervt verdrehe ich die Augen und versuche, auf die Füße zu kommen, nachdem ich mir sicher bin, dass er mich nicht jeden Moment anfallen wird. Beim ersten Versuch dreht sich alles um mich herum und ich stütze mich mit beiden Händen ab. Ich schließe die Augen, bis das Schwindelgefühl abklingt, und atme einmal tief durch. Mein Schädel dröhnt — sicherlich bekomme ich eine fiese Beule am Hinterkopf —, doch ich muss mich zusammenreißen. Ich bin schon viel zu lange in dieser Höhle. Mein Team sucht mich sicherlich schon und ist ganz krank vor Sorge. Ich habe keine Zeit, mich um diesen Kerl zu kümmern! Auch wenn er so aussieht, als ob er dringend Hilfe nötig hätte. Draußen ist es bitterkalt und er hat nichts an. Er mag seltsam sein — vielleicht auch *sehr* seltsam —, aber ich kann ihn doch nicht hier so zurücklassen ... Ach, verdammt ...

»In der Tasche da drüben habe ich ein paar Klamotten, die du haben kannst«, sage ich zu ihm und ärgere mich im gleichen Moment über mich selbst. Nicht, dass ich ein Problem damit hätte, weiterhin seinen unbekleideten Körper anzuschauen, aber es ist doch ganz schön kalt hier in Island. Und außerdem hätte ich ein schlechtes Gewissen, ihn einfach hierzulassen. Er sieht aus, als wäre er verwirrt und hilflos, trotz seiner körperlichen Stärke. »Ich mache mich dann los und suche einen Weg aus dieser Schlucht heraus. Du kannst ja hingehen, wohin du willst. Also, man sieht sich.« *Hoffentlich nicht*, füge ich in Gedanken hinzu.

»Diese Schlucht und diese Höhle sind ein Gefängnis. Es gibt keinen Weg nach draußen«, sagt er, ohne auf mein Angebot einzugehen.

»Ja, klar, was auch immer«, gebe ich zurück.

Undankbarer Mistkerl! Wütend schlucke ich alle Schuldgefühle, die ich bis eben noch verspürte habe, hinunter. Anstatt sich darüber zu freuen, dass ich ihm helfen will, gibt er nur kryptisches Zeug von sich. Wieder ein Indiz

dafür, dass er nicht ganz beisammen ist. Kopfschüttelnd wende ich mich von ihm ab und hebe mein Handy auf. Wie erwartet ist der Akku tot, und egal, wie sehr ich darauf herumdrücke, es macht keinen Zuck mehr. Verdammt! Wie soll ich denn jetzt mit meinem Team in Kontakt treten? Ich blöde Kuh habe mir keine Nummer irgendwo notiert, sondern mich nur auf mein Handy und das integrierte Telefonbuch verlassen. Seit ich klein war, habe ich keine Telefonnummer mehr auswendig gelernt. Jetzt, wo die Technik versagt, bin ich aufgeschmissen. Und so was passiert natürlich, wenn ich mitten in der Walachei festhänge, ist ja klar!

Was mache ich jetzt? Wieder auf gut Glück drauflosgehen? Vielleicht habe ich bei Tageslicht mehr Erfolg. Wie lange scheint in Island die Sonne? Wenn mich nicht alles täuscht, nur für ein paar Stunden am Tag. Ich hätte vorgestern wenigstens ein bisschen Zeit mit Recherche verbringen sollen ... Ich fühle mich gerade hilflos und allein. Von dem Kerl mit den seltsamen Ohren einmal abgesehen.

Die Ohren! Die hab ich ja ganz vergessen.

Ich drehe mich wieder zu ihm um und beobachte ihn eine Weile dabei, wie er nun doch in meiner Tasche wühlt und einige Kleidungsstücke zwischen seinen Klauen emporhält, als würden sie jede Sekunde explodieren können.

Als ich ihn dabei erwische, wie er an einem Pulli von mir schnuppert, wird es mir zu bunt. »He, was machst du da?« Energisch gehe ich auf ihn zu und er lässt den Pullover fallen. Seine Ohren zucken, als er sich wieder auf mich konzentriert, und ich bin außerstande, den Blick von den spitzen Dingen zu lösen. Bei allem Respekt für meine Situation, aber *das* kann ich mir unmöglich einbilden!

Während meiner Reisen habe ich schon viele Absonderlichkeiten gesehen. Die meisten hatten etwas mit religiösem Fanatismus zu tun. Vor allem in den ärmeren Entwicklungsländern bin ich auch mit Verstümmelungen und Mutationen des menschlichen Körpers konfrontiert worden, aber solche Ohren habe ich noch nie gesehen. Im ersten Moment habe ich sie für ein Gadget gehalten, eine Art Modezubehör, aber als ich gesehen habe, wie sie sich *bewegen*, habe ich diese These schnell wieder verworfen. Also doch eher das Werk eines verrückten Wissenschaftlers? Aber

warum sollte ein solches Experiment im isländischen Hinterland stattfinden? Und vor allem wo? Ich habe nirgends einen Hinweis auf Zivilisation — geschweige denn eine Forschungseinrichtung — gefunden.

Nein, da steckt mehr dahinter, und mein Archäologinnen-Herz macht einen Satz vor Vorfreude, dieses Rätsel entschlüsseln zu dürfen.

Unbewusst strecke ich langsam meine Hand aus und berühre seine Ohren mit dem Zeigefinger. Ich erwarte, etwas wie kalten Stahl zu spüren, so etwas wie eine Maschine, eine Prothese, aber ich erschrecke, als sie sich warm und pelzig unter meinem Finger anfühlen.

Ganz so, als wären sie ... *echt*.

Aber das ist unmöglich. Kein Mensch hat solche Ohren! Die Fingernägel kann er sich zu Krallen feilen, aber ... Die Maschinen-These ist damit also vom Tisch. Was bleibt noch? Ein Hybrid, eine Mutation, ein Experiment. Oder ... etwas vollkommen Eigenständiges.

Seit ich die Hand nach ihm ausgestreckt habe, hat er sich nicht mehr bewegt. Er sitzt ruhig da und starrt mich aus großen Augen an, als sähe er mich zum ersten Mal. Genauso, wie er vorhin seine eigenen Hände betrachtet hat, mit einem Staunen im Blick, das ich nur von den Kindern meiner Schwester am Weihnachtsabend kenne. Letztes Jahr habe ich ihnen von Lego Star Wars ein Raumschiff geschenkt und sie sind aus dem Gaffen nicht mehr rausgekommen.

Moment ... Ein Raumschiff ... Könnte es sein, dass der Kerl ... ein ... *Außerirdischer* ist? Ist das möglich? Ich meine, auf einer Skala von eins bis zehn, wobei zehn für >absolut unwahrscheinlich< steht, wäre die Alien-These eine achtzehn oder so. Aber ... wenn es wirklich möglich wäre, dann darf ich ihn nicht hierlassen! Ich wäre seine Entdeckerin. Durch ihn würde ich berühmt werden. Ich müsste keine Sandeimer schleppende Praktikantin mehr sein. Für einen winzigen Moment blitzt ein Bild vor meinem inneren Auge auf, das mich schwimmend in einem Tresor aus Gold zeigt, so wie Dagobert Duck.

Ich schüttele den Kopf, um diese Gedanken zu vertreiben, schaue den Kerl wieder an und zeige auf die Tasche. »Nimm dir, was du willst und zieh dich an. Wir brechen in zehn Minuten auf.«

Oh nein, selbst wenn die Alien-These abwegig ist, werde ich ihn nicht hier zurücklassen. Nicht, wenn auch nur die kleinste Chance besteht, dass ich die Entdeckerin von etwas - oder besser jemandem - sein könnte. Denn das würde meiner Karriere den ultimativen Schub geben.

Ich stehe auf, drehe ihm den Rücken zu, um ihm ein bisschen Privatsphäre zu geben, und warte darauf, das Rascheln von Stoff zu hören. Doch nichts geschieht. Genervt stoße ich den Atem aus, gehe zur Tasche und suche ihm Thermo-Unterwäsche, eine weite Hose, unter die ich noch eine andere anziehen wollte, und den weitesten Pullover heraus, den ich finden kann. All das lege ich direkt vor ihn. »Anziehen. Jetzt!«, kommandiere ich. »Ich warte draußen.«

Als ich schon fast den Höhleneingang erreicht habe, höre ich ihn hinter mir sagen: »Ich werde nicht mit dir kommen.«

Auf dem Absatz drehe ich mich um. »Warum nicht?« Will er etwa hier in der Höhle bleiben und erfrieren? Er kam mir ja von Anfang an seltsam vor, aber für so stohdumm hätte ich ihn nicht gehalten. Und vor allem: Er *darf* nicht hierbleiben!

»Ich kann die Schlucht nicht verlassen. Sie ist mein Gefängnis.«

Stirnrunzelnd sehe ich ihn an. Er spricht in Rätseln und ich habe keine Ahnung, was er damit meint. Ich sehe nirgends einen Zaun, Handschellen oder eine Fußfessel, also ist mir unverständlich, warum er nicht einfach aufstehen und gehen kann.

Er bemerkt meinen fragend-abschätzenden Blick und versucht, sich zu rechtfertigen. »Meine Fesseln ...«, fährt er dann fort. Und dann scheint ihm etwas einzufallen, denn seine Mimik ändert sich schlagartig. »Sie ... Du ... Du hast sie durchtrennt ...« Ungläubig schaut er von mir auf seine Hände und Arme und fährt mit den Fingern über seine Handgelenke, als würde er dort etwas vermissen, was eigentlich dort hingehören würde.

»Ich habe keine Ahnung, wovon du redest, aber ich wäre dir wirklich dankbar, wenn wir dann so langsam loskönnten. Auf noch eine Nacht unter freiem Himmel im Nirgendwo habe ich nämlich keine Lust.«

Was für ein Spinner! Die Theorie, dass er aus einer Anstalt abgehauen ist, wird in meinen Augen immer plausibler. Aber wie soll er hierhergekommen sein? Ein Grund mehr, warum ich ihn nicht einfach

hierlassen kann. Ich weiß, dass ich die Entscheidung noch bereuen werde, aber ich fühle mich für ihn verantwortlich, warum auch immer. Unser Zusammentreffen war seltsam - und das ist noch untertrieben -, aber ... irgendwie fühle ich mich außerstande, ihn hier seinem Schicksal zu überlassen. Ich habe so viele Fragen an ihn: Was macht er hier? Wo kam er plötzlich her? Und nicht zuletzt: Was sind das für seltsame Ohren?

Ich verbanne die leise Stimme der Schatzsucherin in mir in die hintersten Winkel meines Kopfes, und doch höre ich immer noch ihr Flüstern. Was, wenn er eine Entdeckung ist? Was, wenn diese Ohren wirklich echt sind? Wenn er eine neue Spezies ist? Oder doch ein Alien? Ich würde berühmt werden! Alle meine Sorgen wären mit einem Schlag null und nichtig. Und was wäre ich für eine Forscherin, wenn ich meine Entdeckung hier dem Kältetod überlassen würde? Nein, das geht auf keinen Fall! Er *muss* mit mir kommen, ob er nun will oder nicht. Ich werde schon noch aus ihm herausbekommen, wer er ist, wo er herkommt und von welchem Gefängnis er da die ganze Zeit faselt.

Doch zuerst muss ich ihn dazu kriegen, dass er sich was anzieht und mir folgt. Mittlerweile scheint er ja wenigstens verstanden zu haben, dass er eigenständig aus der Höhle rauskommt. Das ist immerhin ein Anfang. Für alles andere werde ich ihn einfach vor vollendete Tatsachen stellen.

»Bist du dann so weit?«, frage ich, während ich mit der Fußspitze auf den Boden tippe und aus der Höhle schaue. »Wir wollen los.«

Ich höre, dass er sich mir nähert, und sofort stellen sich die Härchen in meinem Nacken auf, doch das ist kein unangenehmes Gefühl.

Komischerweise. Müsste ich nicht Angst haben, dass er mich von hinten überrumpelt oder mir gleich mit einem gekonnten Griff das Genick bricht? Aber so sehr ich auch in mich hineinhorche, kann ich kein ängstliches Wimmern vernehmen. Da ist nur eine Erwartung, ein neugieriges Kribbeln, das ich von den Momenten kenne, wenn wir eine neue Grabkammer in Ägypten geöffnet haben — ehe wir dann doch nichts weiter als vergilbte Knochen gefunden haben und das Kribbeln der Euphorie nüchterner Enttäuschung Platz machte. Am ehesten ist dieses Gefühl mit Überraschungen vergleichbar. Nachdem einem die Augen verbunden wurden und man hinter sich das entzückte Kichern der anderen hört, schraubt man

seine Erwartungen immer höher, glaubt fast schon an einen nagelneuen Porsche, der einen in der Garage erwarten wird. Und dann, wenn die Augenbinde abgenommen wird, steht man vor seinem neuen Fahrrad. *Juppie*. Wobei gerade die letzte Ernüchterung ausbleibt. Ich befinde mich noch in der Vorfreude-Phase.

Ob das so bleiben wird? Oder ob sich dieses Kribbeln gleich verflüchtigt und einer herben Enttäuschung Platz macht?

Denn egal, wie ich es drehe und wende: Wenn er sich weigern sollte, mit mir zu kommen, kann ich rein gar nichts daran ändern. Ich kann ihn nicht zwingen oder ihm Gewalt androhen. Ich glaube, dann würde er mich auslachen ... Ich könnte nur hoffen, dass er noch hier wäre, wenn ich mit einem Forschungsteam anrücken würde — das ich erst einmal organisieren und im Vorfeld bezahlen müsste ... Also kann ich auch diese Möglichkeit über Bord werfen. Nein, wenn ich etwas über ihn erfahren will, muss er jetzt mit mir mitkommen.

Ich wende mich zu ihm um und mustere ihn erstaunt. Die Klamotten sind wild zusammengewürfelt und würden auch an einem Calvin-Klein-Model unmöglich aussehen, aber ... Ich weiß auch nicht ... Der Pulli sitzt so eng, dass er all die sehnigen Muskeln hervorhebt. Ich komme mir ein bisschen wie eine Spannerin vor, weil ich meinen Blick gar nicht mehr von seinem Oberkörper lösen kann, doch ich schäme mich nicht dafür. Dafür ist die Aussicht viel zu gut. Und er ist größer als ich! Sogar einen halben Kopf. Dabei habe ich schon fast die Hoffnung aufgegeben, dass es irgendein männliches Wesen auf diesem Planeten gibt, das größer als ich und Single ist.

Er ist doch Single, oder?

Was denke ich denn da schon wieder? Das ist doch vollkommen nebensächlich! Er ist mein Projekt und nichts weiter. Und noch dazu wahrscheinlich ein Alien! (Wobei es natürlich schade ist, einen solchen Körper in einem Labor zu verstecken ...)

Ein diebisches Grinsen erscheint in seinem Gesicht, als er meine Blicke bemerkt, und sofort schießt mir das Blut in die Wangen. Das habe ich gebraucht, um mich aus meiner Spanner-Starre zu lösen. Ohne ein Wort zu

sagen, laufe ich an ihm vorbei, packe alles, was noch herumliegt, zurück in meine Tasche und schultere sie.

»Also«, sage ich zu ihm, weiche aber seinem Blick aus, »ich hab zwar keine Ahnung, wo wir hinmüssen oder wo sich mein Team gerade befindet, aber hier können wir nicht bleiben. Ich schlage daher vor, dass wir zuerst einen Weg aus der Schlucht suchen und dann versuchen, ein Dorf oder so zu finden. Von dort aus können wir sicherlich jemanden erreichen, der uns abholt.«

Er schweigt und verzieht nicht eine Miene. Ich weiß nicht, ob er mich nicht verstanden hat oder ob ich gerade Selbstgespräche führe. Und das macht mich wütend. Ich bin es zwar gewohnt, weitestgehend ignoriert zu werden, denn ich bin nichts weiter als eine Praktikantin, aber das hier ist etwas anderes. Ich will ihm helfen. Ich fühle mich für ihn verantwortlich — warum auch immer —, und da finde ich es frech, wenn er mich wie Luft behandelt.

»Hey, hörst du mir eigentlich zu?« Ich packe ihn am Handgelenk. »Ich rede mit dir!«

»Ich habe dich verstanden«, antwortet er und starrt mich an. Schnell lasse ich ihn los und ziehe meine Hand zurück. Wo eben noch neckischer Spott in seinem Blick gefunktelt hat, weil ich ihn *sehr genau* gemustert habe, ist da jetzt nichts als Kälte, beinahe etwas wie Abscheu. Unruhig reibe ich die Finger, mit denen ich ihn eben berührt habe, aneinander. Vielleicht sollte ich nicht ganz so forsch bei ihm vorgehen ... Nicht, dass ich ihn dadurch komplett verschrecke und davon abbringe, mir zu folgen. Das darf ich nicht riskieren!

Da das unwohle Gefühl in meinem Inneren nicht verschwinden will, räuspere ich mich und beschließe, mich auf ungefährlicheres Terrain vorzuwagen. »Ich bin übrigens Emmalynn, aber alle nennen mich nur Emma. Und wie ist dein Name?«

Er zögert, als müsse er über meine Frage nachdenken. »Ich habe viele Namen«, sagt er ausweichend, »aber wenn du mich unbedingt ansprechen musst, kannst du mich Wulf nennen.«

»Wulf«, murmle ich vor mich hin und ignoriere seine Spitze. Seltsamer Name, irgendwie altertümlich. Hier auf Island hätte ich irgendwas mit -son

am Ende erwartet, aber wahrscheinlich ist er gar kein Isländer. Wie sollte er mich sonst verstehen? Ja, das muss es sein. Doch wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, dass ich auf dieser abgelegenen isländischen Vorinsel jemandem außerhalb meines Teams begegne, der meine Sprache spricht? Ich bin kein Genie in Stochastik, aber das Ergebnis wird gegen Null gehen. Ebenso, dass er eine neue Spezies ist, über die ich ganz zufällig gestolpert bin.

Wer — oder was — ist er also? Ich liebe Rätsel, sonst hätte ich mich nie für diesen Job entschieden. Ich liebe es, Hinweisen nachzugehen und nach und nach eine scheinbar unlösbare Aufgabe zu entschlüsseln. Und so wird es auch bei Wulf sein. Ich werde herausfinden, welches Geheimnis ihn umgibt, doch zuerst muss ich uns hier raus- und in Sicherheit bringen. Und vor allem irgendwohin, wo es wärmer ist ...

»Nachdem wir das geklärt haben, sollten wir uns wirklich auf die Socken machen«, sage ich und mache einen Schritt auf den Ausgang zu.

»Auf die Socken ... machen?«, wiederholt Wulf langsam, als müsse er jedes Wort selbst ausprobieren.

»Das ist doch nur eine Redensart«, sage ich schnell. »Hast du das noch nie gehört?« Er schüttelt den Kopf. »Wo kommst du eigentlich her?« Die Frage wollte ich eigentlich nur beiläufig einstreuen, doch es war schon wieder zu viel (und mein Mundwerk war wieder schneller als mein Gehirn). Ich sehe sofort in Wulfs Miene, wie er sich distanziert. »Schon gut, du musst es mir nicht erzählen, wenn du nicht willst. Aber irgendwohin wirst du ja gehen wollen, wenn wir hier raus sind, oder? Du haust ja sicherlich nicht in dieser Höhle.«

Wieder überlegt er einen Moment, ehe er mir antwortet. »Und wenn es so wäre? Würde dich das ... abschrecken?«

»Ob mich das ...«, echoe ich und fühle mich dabei wie vor den Kopf gestoßen. »Nun, ich ...« Schnell schaue ich mich noch mal in der Höhle um, aus der wir noch immer nicht herausgekommen sind. »Ich sehe hier nichts. Also so Dinge wie ein Bett oder eine Kochstelle oder ... was auch immer man für das alltägliche Leben so braucht. Du wohnst also nicht in dieser Höhle. Von daher ist es doch egal, was ich denke.«

»Es würde dich also abschrecken«, stellt er fest und läuft an mir vorbei.

Perplex schaue ich ihm nach. »Tja ... ähm ... wahrscheinlich schon«, gebe ich zu. »So was macht ja auch heutzutage niemand mehr. In einer Höhle hausen, meine ich, deswegen habe ich mir nie Gedanken darüber gemacht.«

»Es scheint viele Dinge zu geben, die heutzutage anders sind, als ich sie kenne«, sinniert er und tritt hinaus ins Freie.

Was meint er denn nun schon wieder damit? Irgendwie war das ja richtig tiefgründig ... Aber schlau werde ich aus ihm nicht. Er scheint voller Widersprüche zu sein. Seine Person an sich ist als Thema tabu, das habe ich schnell gemerkt, aber wenn ich ihn als Projekt ansehen will, muss ich so viel wie möglich über ihn in Erfahrung bringen. Erst dann kann ich es wagen, mit meiner ›Entdeckung‹ an die Öffentlichkeit zu gehen, ohne mich zu blamieren, falls herauskommt, dass seine Ohren doch nur eine neumodische Technik-Spielerei sind. Ich glaube immer noch nicht daran, dass sie wirklich echt sind, auch wenn ihre Bewegungen sehr realistisch sind und sie sich ebenso real angefühlt haben. Und obwohl ich während des Studiums immer mal wieder mit dem Okkulten oder den alten Riten Ägyptens in Berührung kam, bin ich niemand, der an Übersinnliches glaubt. Aliens, okay, die halte ich für existent, aber magische Wesen? Nein, das ist unwahrscheinlich. Aber wenn ... wenn es doch ein Geheimnis um Wulf gibt und ich diejenige bin, die es lüftet ... Dadurch würde ich in die Lehrbücher eingehen und endlich den stressigen Praktikantenjob hinter mir lassen können.

Wie ich es also auch drehe und wende, komme ich zu keinem befriedigenden Ergebnis. Entweder ist nichts Interessantes an ihm, dann habe ich meine Zeit verschwendet (und meine Klamotten!). Oder es umgibt ihn wirklich etwas Okkultes, dann muss ich eingestehen, dass ich falschgelegen habe und so etwas wie Magie tatsächlich existiert. Mit keiner von beiden Möglichkeiten wäre ich glücklich. Und falls er ein Alien ist ... Ich will mir lieber gar nicht vorstellen, welche Tests sie dann an ihm durchführen würden. Ich meine, so was sieht man ständig in Science-Fiction-Filmen, oder? Ich kann mich an keinen Film erinnern, in dem es für die Aliens gut ausging oder sie nicht als Laborratten geendet haben — oder die ganze Welt

in Schutt und Asche gelegt haben ... Uuh, keine rosigen Aussichten ... Ich sollte mich also bemühen, ihn nicht allzu sehr zu verärgern.

Doch das ist im Moment nebensächlich. Viel wichtiger ist es, endlich Kontakt mit meinem Team — oder überhaupt einem *normalen* menschlichen Wesen — aufzunehmen und von dieser Insel zu entkommen. Vorzugsweise mit Wulf, denn ich habe noch eine Menge Fragen an ihn. Hach, ich kann förmlich schon das Geld riechen, das er mir einbringen wird! Kurz gebe ich dem Drang nach, die Fingerspitzen aneinanderzulegen und wie Mr Burns ›Ausgezeichnet‹ zu murmeln.

»Warte auf mich!«, rufe ich Wulf hinterher und folge ihm aus der Höhle. Beim Laufen krame ich in meiner Tasche und ziehe eine Wollmütze heraus. »Hier, zieh die auf«, sage ich und drücke sie ihm in die Hand.

»Warum?« Verdutzt schaut er auf das bunt gestrickte Ungetüm mit dickem Bommel in seiner Hand.

»Damit du nicht frierst«, gebe ich zurück und warte, bis er sie tatsächlich anzieht. Natürlich ist es mir egal, ob er am Kopf friert; mir geht es vorrangig darum, dass niemand sonst seine spitzen Ohren zu sehen bekommt. Er ist mein Projekt und ich werde es nicht zulassen, dass er mir von jemandem weggeschnappt wird, der mehr Erfahrung oder Geld hat als ich. Ich ganz allein war es, die ihn gefunden hat, und ich ganz allein werde es sein, die seine Geheimnisse lüftet. »Bist du dann so weit?«

Trotz der bunten Mütze und der wild zusammengewürfelten Kleidung sieht er würdevoll aus, als würde er nichts davon bemerken. Manche Leute können wirklich alles tragen, ohne dabei lächerlich auszusehen. Irgendwie beneidenswert ... Hinzu kommt diese Aura, die ihn umgibt und die ihm etwas Erhabenes, beinahe Königliches verleiht. Wie cool wäre es, wenn ich hier den Herrschaftsspross des untergegangenen Atlantis vor mir hätte! Ja, damit hätte ich ausgesorgt, vorausgesetzt, ich könnte es tatsächlich nachweisen. Aber irgendwas wird mir schon einfallen. Ich *werde* herausbekommen, was es mit Wulf auf sich hat, und wenn es das Letzte ist, das ich tue!

Kapitel 4



Als wir nach gefühlten Stunden endlich einen Weg aus der Schlucht finden — ich habe mittlerweile die Vermutung, dass ich Bleigewichte an meinen Füßen habe —, verlangsamen sich Wulfs Schritte. Zuvor ist er immer ein Stück vorausgegangen, was eindeutig der Tatsache geschuldet war, dass er um einiges fitter ist als ich, doch jetzt bleibt er immer öfter stehen und schaut sich um. Beinahe staunend sind seine Augen aufgerissen, als wolle er mit seinem Blick alles um sich herum in sich aufsaugen und niemals vergessen.

Ich finde sein Verhalten seltsam. Wir sind mitten in einem Wald, umgeben von Bäumen, Sträuchern und Gräsern. Was findet er daran so interessant? Es ist Unkraut, das uns das Vorankommen erschwert, nichts weiter. Sein Getrödel beginnt mir auf die Nerven zu gehen. Ohne ihn würde ich schneller vorwärtskommen — selbst in meinem langsamen, aber stetigen Schneckentempo — und hätte mein Team vielleicht schon gefunden. Aber da mein Projekt an jedem zweiten Baum stehen bleiben und mit der Hand über den Stamm fahren muss, als hätte er noch nie Baumrinde unter seinen Fingerspitzen gespürt, verabschiede ich mich langsam von dem Wunschtraum, heute Nacht in einem richtigen Bett zu schlafen. Ich würde mich selbst mit einem klapprigen Feldbett zufriedengeben, solange ich nicht noch einmal auf hartem Felsboden schlafen muss!

Mein Magen beginnt sich bemerkbar zu machen. Bis auf das karge Bordmenü gestern Vormittag habe ich nichts gegessen und ich wage es auch nicht, irgendwas der hiesigen Vegetation zu mir zu nehmen. Wieder fällt mir meine mangelnde Vorbereitung auf die Füße. Ich habe mich zu sehr darauf verlassen, die ganze Zeit über bei meinem Team zu sein und mich um nichts weiter kümmern zu müssen. Auch in Ägypten nächtigten wir immer in Hotels, verbunden mit Frühstück und Abendbrot. Ich bin einfach davon ausgegangen, dass das hier in Island genauso ablaufen würde. Nie wäre ich auf die Idee gekommen, erst noch einen Survival-Kurs machen und lernen zu müssen, welche der heimischen Beeren essbar sind und von welchen ich lieber die Finger lassen sollte.

Ich weiß nicht, ob er mein Magenknurren bis zu sich gehört hat, doch Wulf bleibt stehen und wendet sich zu mir um.

»Bist du hungrig?«, fragt er, nachdem er mich kurz gemustert hat.

Seine Blicke machen mich nervös. Sie verweilen zu lange auf mir, dass es schon fast an Starren grenzt. Gleichzeitig sind sie so intensiv, dass ich mich am liebsten darunter winden würde. Ich bin es nicht gewohnt, so angesehen zu werden, und ich weiß nicht, wie ich damit umgehen soll. Also überspiele ich meine Unsicherheit mit Gleichgültigkeit. »Schon möglich«, murmle ich und weiche seinem Blick aus. »Aber daran wirst du nichts ändern können. Oder hast du zufällig irgendwo ein McMenü versteckt? Dazu würde ich jetzt nämlich nicht Nein sagen.«

Er blinzelt verwirrt und ich schlage mir gedanklich auf die Schulter. Wieder habe ich etwas gesagt, was er nicht verstanden hat, woraus ich schließe, dass er keine Ahnung hat, was McDonalds ist. Das ist ein weiteres Puzzleteil, das mich näher zur Vollendung bringt. Wo genau ich es anlegen muss, weiß ich aber noch nicht.

»Lass uns weitergehen«, sage ich und stapfe ziellos in eine Richtung, wie schon die ganze Zeit über. Ich habe keinen Plan, kein inneres Navi, das mich sicher zu meinem Team oder irgendeiner Art von Zivilisation bringt. In diesem dichten Gestrüpp kann ich kaum den Himmel erkennen und mich daher nur wenig auf den Stand der Sonne verlassen, die mir zumindest die ungefähre Himmelsrichtung weist. Ich schlage mich durch die Wildnis und hoffe, irgendwann irgendwo anzukommen, mit einem Kerl im Schlepptau, den ich weder kenne noch dem ich vertraue. Wenn es nach mir geht, würde ich lieber jetzt als später auf andere Lebensformen stoßen, um diesem Albtraum zu entkommen. Ich dachte immer, dass meine größten Ängste Spinnen und dem finanziellen Ruin gelten (universelle Ängste wie Krankheit und der Verlust geliebter Menschen lasse ich in der Aufzählung außen vor), doch hier im Nirgendwo gefangen zu sein ohne einen Ausweg, stellt all das in den Schatten, vor dem ich mich bisher gefürchtet habe. Hinzu kommt der nagende Hunger, der mich von innen heraus aufzufressen scheint, und die Verantwortung dem seltsamen Mann gegenüber, der in einer Höhle auf mir lag. Von dem Wolf, der mich als Gutenachthäppchen verspeisen wollte, will ich gar nicht erst anfangen.

Ja, mein Leben ist gerade richtig beschissen, und ich hätte nichts dagegen, wenn sich das langsam mal wieder einpegeln könnte.

Ich atme geräuschvoll aus und beiße dann die Zähne zusammen. Es hilft nichts, wenn ich jammere und den Kopf in den Sand stecke. Dadurch komme ich auch nicht von hier weg. So groß kann diese Insel nicht sein, und es ist nur eine Frage der Zeit, bis wir zumindest die Küste finden. Von dort aus gelingt es mir vielleicht, mich zu orientieren.

Ich höre seine Schritte hinter mir kaum. Er bewegt sich so leise über das trockene Laub und durch das Gestrüpp, als würden seine Füße gar nicht den Boden berühren, über den er geht. Meine Bewegungen hingegen klingen so, wie ich mich fühle: als hätte ich einen Triathlon hinter mir. Ich keuche, schleppe mich vorwärts und schwitze in den dicken Klamotten zum Gotterbarmen, aber ich traue mich auch nicht, sie auszuziehen. Auch wenn sich unter meinen Achseln gerade wahre Seen ansammeln, ist es doch kalt, und die Angst, mir zu allem Überfluss noch eine Erkältung oder Lungenentzündung einzufangen, ist zu groß. Mit sonderlich viel Glück bin ich in letzter Zeit schließlich nicht gesegnet ...

»Wo genau gehen wir eigentlich hin?«, höre ich Wulf hinter mir fragen.

Seit ich ihn vorhin so angefahren habe, hat er kein Wort mehr gesagt. Es hat nicht viel gefehlt und ich hätte mich bei ihm entschuldigt, denn es ist nicht seine Schuld, dass ich hier festsitze. Das tat ich auch schon, bevor ich ihm begegnet bin, auch wenn sich mein Schicksal seitdem nicht zum Positiven gewendet hat. Trotzdem verdient er es nicht, dass ich über sein Unwissen spotte.

»Zu meinem Team«, antworte ich und gönne mir eine kleine Pause. Die Muskeln in meinen Waden brennen von all den kleinen Hügeln und Höhenunterschieden, die wir bisher gemeistert haben. »Ich hätte sie schon gestern treffen sollen, aber sie kamen nicht, um mich abzuholen.«

»Bist du deshalb hier? Weil dein ... *Team* ... hier ist?«

Wieder spricht er das Wort so aus, als hätte er es noch nie gehört. Auf seine Frage schüttele ich den Kopf. »Nicht nur. Wir sind hier, weil wir einen Auftrag ausführen sollen.«

»Was für einen Auftrag?« Interessiert beugt Wulf sich zu mir hinab und dringt damit in meine Komfortzone ein. Schnell weiche ich einen halben

Schritt zurück, um wieder einen Abstand zwischen uns zu bringen, in dem ich normal atmen kann.

»Wir ... Jemand hat uns beauftragt, etwas zu finden.« Mein Herz schlägt ein paar Takte schneller, was nichts mit der körperlichen Anstrengung zu tun hat. Wahrscheinlich bin ich nur nervös, weil er mich so seltsam ansieht und mir zu nahe kommt. Weiß er denn nicht, dass sich so etwas nicht gehört?

»Und was?«

Sein plötzliches Interesse erweckt das leise Stimmchen in mir wieder zum Leben, das flüsternd fragt, was ihn das alles angeht, und für einen Moment bin ich drauf und dran, ihm nicht zu antworten. Doch dann sage ich ehrlich: »Ich habe keine Ahnung. Mein Boss wollte mir die Details nicht am Telefon nennen. Er hätte mir alles erzählt, sobald mein Team mich abgeholt hätte, aber ... sie sind nicht gekommen. Ich saß Stunden allein am Rollfeld, bis ich losgegangen bin, um sie zu suchen. Als es dunkel wurde, fiel ich in die Schlucht.«

Als ich die Schlucht erwähne, verfinstert sich seine Miene und seine Augen verengen sich, während er mich weiterhin mustert. Nein, *anstarrt* trifft es eher. Und wieder lässt mir sein Blick einen Schauer über den Rücken laufen — aber nicht im positiven Sinn.

»Was ...« Ich schlucke angestrengt, als ich darüber nachdenke, wie ich die Frage am besten formuliere. Ich entscheide mich jedoch für die offensichtliche Variante. »Was hast *du* eigentlich in der Höhle gemacht? Als ich ... dort ankam, habe ich dich nicht gesehen. Da war nur ein ...«

»... Wolf«, beendet er meinen Satz, ohne mich aus den Augen zu lassen.

Ich versuche krampfhaft seine Miene zu deuten, doch er verzieht keinen Muskel. Sein Gesicht ist eine reglose Maske, die keinerlei Emotion aufweist — bis auf seine Augen, die Funken zu sprühen scheinen. Und so sehr ich mich auch dagegen sträube, kann ich mich nicht von diesem Anblick losreißen. Zu sehr fasziniert er mich, nimmt mich gefangen.

»Hast du ... den Wolf auch gesehen oder dich vielleicht vor ihm versteckt?«

»Ich wusste, dass er da war«, antwortet er und wendet den Blick ab. Erst jetzt bin ich wieder in der Lage zu atmen. Habe ich etwa die ganze Zeit über die Luft angehalten? »Wir sollten jetzt weitergehen, sonst müssen wir die Nacht hier draußen verbringen.«

Ohne auf mich zu warten, verschwindet er zwischen den Bäumen.

#

Ein schummriges Zwielflicht liegt über der Insel, denn die Sonne ist schon vor Stunden untergegangen. Trotzdem herrscht ein Dämmerzustand zwischen Licht und Dunkelheit, der unser Vorankommen nicht gerade unterstützt. Nun ja, *mein* Vorankommen. Wulf durchstreift diesen Wald mit traumwandlerischer Sicherheit, als würde er nie etwas anderes machen. Er stolpert nie, im Gegensatz zu mir. Ich habe mir bereits die Hände und Knie aufgeschlagen, weil ich an einer Wurzel hängen geblieben bin, und mir dabei einen abwertenden Blick von meinem Projekt eingefangen, bevor Wulf sich wieder umgedreht hat und weitergelaufen ist.

Blöder, eingebildeter Kerl!

Mein Zeitgefühl hat sich ohne Handy und Sonne schon lange verabschiedet, deshalb kann ich auch nicht einschätzen, wie lange wir uns schon durch diesen isländischen Dschungel schlagen. Laut dem ohrenbetäubenden Knurren, das mein Magen in immer kürzer werdenden Abständen von sich gibt, schon viel zu lange.

»Wir sollten eine Pause machen«, sagt Wulf und ich lehne mich dankbar an einen Baumstamm. »Und du musst etwas essen. Mit den Geräuschen, die dein Magen macht, lockst du noch alle möglichen Tiere an.«

»Gibt es hier Raubtiere?« Blöde Frage, für die ich mir am liebsten auf die Zunge beißen würde. Natürlich gibt es die hier, schließlich hab ich den schwarzen Wolf mit eigenen Augen gesehen.

Meine Gehirntätigkeit ist durch Unterzuckerung und mangelnden Sauerstoff anscheinend auch nicht mehr die beste. Gegen eine Mütze voll Schlaf hätte ich nach diesem Höllenmarsch auch nichts einzuwenden, aber alles in mir sträubt sich dagegen, auf dem blanken Waldboden zu nächtigen. Die Nacht in der Höhle war schon schrecklich, aber hier unter freiem Himmel wäre es noch schlimmer.

Deshalb stemme ich mich wieder hoch, auch wenn meine Muskeln sofort protestieren. »Wir müssen weiter«, entscheide ich. »Mein Team wird sicherlich ...«

»Dein Team ist nicht hier«, fällt Wulf mir ins Wort und seine Worte jagen mir einen eiskalten Schauer über den Rücken. »Und du hilfst keinem von uns oder ihnen, wenn du vor Erschöpfung zusammenbrichst.«

Ich weiß, dass er recht hat, aber ich weigere mich, das anzuerkennen. »Lass uns noch ein Stück weitergehen, nur für eine halbe Stunde. Danach machen wir eine Pause und lassen es für heute gut sein.«

Er beäugt mich kritisch von oben bis unten, ehe er nickt. Widerwillig, das sehe ich ihm an, aber er tut es. »Eine halbe Stunde. Nicht länger.«

»Jaja«, murre ich und mobilisiere meine letzten Kraftreserven.

Nach diesem Trip will ich mich für mindestens eine Woche nicht mehr bewegen. Maximal von meinem Bett ins Bad oder in die Küche und keinen einzigen Schritt mehr. Verbissen schlucke ich die Schmerzen hinunter, die von meinen Füßen ausgehend bei jeder Bewegung meine Beine hinaufschießen, um mir keine Schwäche anmerken zu lassen. Ich weiß selbst nicht, warum mir das so wichtig ist, aber ich will vor Wulf nicht weinerlich oder schwach erscheinen. Er soll Vertrauen zu mir haben, schließlich habe ich eine Menge Fragen an ihn. Er ist meine Eintrittskarte in die Welt der Entdecker und Berühmtheiten, weit entfernt vom Sonnenschirm schleppen oder für andere Kaffee kochen. Um diese Welt zu betreten, nehme ich ein bisschen Muskelkater gern in Kauf.

Den Hungertod würde ich trotzdem lieber vermeiden ... Ach, wenn doch nur mein Team hier wäre und mich endlich ...

»Emmalynn?«, höre ich hinter mir eine Stimme und wirbele herum.

Wulf reagiert ebenfalls, jedoch anders als ich. Er prescht vor und packt den Sprecher an der Jacke, nagelt ihn dann an einem Baumstamm fest, indem er seinen Unterarm gegen den Hals des Ankömmlings drückt.

Überrumpelt verfolge ich dieses Schauspiel mit offenem Mund, unfähig, auch nur einen Ton von mir zu geben. Wulf hat sich mit solch einer Schnelligkeit bewegt, dass es seinem Gegenüber unmöglich war, überhaupt zu reagieren. Wie ein Fisch auf dem Trockenen schnappt er nach Luft und

versucht, sich aus Wulfs Klammergriff zu winden, allerdings ohne Erfolg. Das Ganze hat schon fast einen Hauch von Schwarz-Weiß-Slapstick.

»Lass ihn los!«, rufe ich, nachdem ich wieder bei Sinnen bin. »Du tust ihm weh!«

Ich klammere mich an Wulfs Arm und versuche, ihn von meinem Chef Anthony wegzuziehen, der mittlerweile bedenklich nach Luft ringt, doch Wulf bewegt sich keinen Zentimeter.

»Wulf, bitte! Er ist in Ordnung«, versuche ich es erneut und diesmal scheine ich zu ihm durchzudringen. Für einen kurzen Moment huscht sein Blick, der bisher starr auf Anthony gerichtet war, zu mir. »Er gehört zu meinem Team. Bitte, hör auf damit!«

Zögerlich lässt er von meinem Chef ab, der nach vorne sackt und sich mit beiden Händen an den Hals fasst, während er nach Luft schnappt. Schnell beuge ich mich zu ihm hinunter und streiche ihm über den Rücken, was Wulf mit einem Schnauben quittiert.

»Ist alles in Ordnung, Anthony?« Blöde Frage, denn augenscheinlich ist es das nicht, aber was anderes fällt mir nicht ein, um die Stille zu überbrücken. »Es tut mir so leid. Das hätte nicht passieren dürfen. Bitte haben Sie Nachsicht mit ihm.«

»*Nachsicht?* Wer ist der Kerl überhaupt?«, krächzt Anthony. Sein Kehlkopf scheint ganz schön was abbekommen zu haben, denn seine Stimme klingt, als hätte er eine Packung Rasierklingen verschluckt. Eine sehr große Packung Rasierklingen ... Himmel, warum musste es ausgerechnet meinen Chef treffen? Wenn das Auswirkungen auf meine berufliche Laufbahn haben sollte, werde ich Wulf dafür persönlich den Hals umdrehen, Projekt hin oder her!

»Er ist ein Tourist, dem ich unterwegs begegnet bin. Beachten Sie ihn bitte nicht weiter. Er ist unwichtig.« Wieder ein Schnauben von Wulf, doch ich versuche, es zu ignorieren, und wechsle schnell das Thema. »Ist der Rest des Teams auch hier? Ich war ... ziemlich in Sorge.« Die Untertreibung des Jahrhunderts. Ich hatte eine Scheißangst, als ich alleine auf dieser Insel festsaß, aber das werde ich niemals zugeben. Aber ein paar Schuldgefühle können nicht schaden ...

»Wir mussten ...«, hier folgt ein trockenes Husten, »... sofort zum Grabungsort. Der Auftraggeber war ohne unser Wissen aufgetaucht und hat verlangt, dass wir sofort anfangen zu graben. Ich hab Tess geschickt, um dich abzuholen, aber als sie zurückkam, sagte sie, dass sie nur deine Koffer gefunden hätte.«

Wie ich Tess kenne, hat sie sich entweder hoffnungslos verlaufen oder hat sich von irgendwelchen Nichtigkeiten ablenken lassen. Ich habe nie verstanden, wie man so viel Enthusiasmus für Blumen oder Kräuter aufbringen kann wie sie. »Tja, ich ... bin auf eigene Faust losgegangen. Ich weiß, das hätte ich nicht tun sollen, aber es war kalt und wurde dunkel und nirgendwo war eine Menschenseele ...«

Anthony hebt den Kopf und schaut Wulf feindselig an. Der erwidert den Blick ebenso kalt. »Bis auf ihn. Wie passt er in die Geschichte?«

Ich zögere. Soll ich meinem Chef von dem Wolf erzählen? Nein, eher nicht. Allzu dramatisch muss ich meinen Abstecher in die isländische Wildnis auch nicht gestalten. »Ich habe die Nacht in einer Höhle verbracht, und als ich aufwachte, war er«, ich zeige mit einem Kopfnicken auf Wulf, »einfach da. Wie aus dem Nichts.«

»Wie aus dem Nichts, huh?«, murmelt Anthony, ohne mich dabei anzusehen. Sein Blick haftet noch immer auf Wulf, der uns mittlerweile den Rücken zugekehrt hat, als würde ihn all das nicht interessieren. »Wie dem auch sei, ich bin froh, dass ich dich so schnell gefunden habe. Wir fliegen zurück.«

»Was?« Verwirrt blinzele ich ihn an. »Jetzt schon? Aber ... wir sind doch erst seit gestern da.« Normalerweise sind wir Wochen, wenn nicht gar Monate an einem Grabungsort beschäftigt.

»Unser Auftrag ist beendet.« Mit einem triumphierenden Lächeln erhebt sich Anthony, öffnet den Reißverschluss seines dicken Parkas und holt ein goldenes Objekt aus der Innentasche. Ich bin so geblendet von dem glänzenden Material und den Verzierungen — ja, manchmal bin ich eine Elster —, dass ich erst auf den zweiten Blick erkenne, dass es sich um einen Dolch handelt. Wie immer, wenn wir doch endlich mal etwas Kostbares finden, behält Anthony den Fund eine Weile bei sich — sofern er nicht kurz davor ist, bei der kleinsten Berührung zu Staub zu zerfallen. Ich glaube,

mein Chef umgibt sich gern mit den wertvollen Funden, um sein Selbstwertgefühl auf eine noch höhere Ebene zu heben. Solange er die Fundstücke dadurch nicht zerstört, ist es mir egal, warum er es tut, und auch wir Teammitglieder kommen so in den Genuss, das, was wir gefunden haben, genau zu betrachten, ohne Folie oder später einen Glaskasten dazwischen. Vorsichtig strecke ich die Hand danach aus, will das kostbare Material unter meinen Fingern spüren, als Anthony den Dolch ohne Vorwarnung zurückzieht.

Als ich mich umdrehe, sehe ich warum. Wulf hat sich aus seiner Lethargie gelöst und will erneut auf Anthony losgehen, doch diesmal breite ich die Arme aus und stelle mich ihm in den Weg.

»Was soll das?«, fauche ich mein Projekt an. Ich kann mir sein Verhalten beim besten Willen nicht erklären. Ja, er kam mir vom ersten Moment an schon so vor, als würde er einen Streit erst mit den Fäusten klären und später reden, aber Anthony ist er bisher noch nie begegnet. Woher kommt diese Abneigung?

Wulf bleibt direkt vor mir stehen und beugt sich zu mir hinab. Noch immer ist es für mich ungewohnt, dass mein Gegenüber größer ist als ich. Hinzu kommt, dass er wieder einmal in meine Komfortzone eingedrungen ist und mich damit überrumpelt. Alles in mir schreit danach, einen Schritt zurück zu machen und Distanz zwischen uns zu schaffen, mindestens eine Armlänge, aber ich bleibe mit gerecktem Kinn an Ort und Stelle stehen. Ich schlucke angestrengt, als ich mir selbst verbiete, den Blick zu senken. Es kostet mich zwar meine gesamte Willenskraft, aber ich werde keinen Zentimeter zurückweichen.

»Emma«, flüstert er leise und sein warmer Atem streicht über mein Gesicht. Er ist mir so nah, *zu* nah, dass ich unweigerlich seinen Duft wahrnehme. Er riecht nach ... Ich brauche eine Weile, bis ich den Geruch zuordnen kann, aber dann fällt es mir ein. Frisch gemähtes Gras, das ist es. Er riecht nach Gras und Sommer. Und es ist das erste Mal, dass er meinen Namen sagt. Sein Blick huscht über meine Schulter hinweg zu Anthony und wird sofort eine Spur kälter. »Ich brauche diesen Dolch.«

»Was?« Ich glaube wirklich, mich verhört zu haben. Er verhält sich so, weil er Anthony den Dolch abnehmen will? Das kann ich unmöglich zulassen,

denn so wie es aussieht, ist der Dolch der Grund, warum der — wohlgermerkt sehr zahlungskräftige — Auftraggeber uns auf diese gottverlassene Insel beordert hat. »Der Dolch gehört meinem Team und du wirst ihn nicht anfassen. Ist das klar?«

»Du verstehst das nicht«, knurrt er. »Er gehört euch nicht.«

»Aber dir, oder wie?«, gebe ich schnippisch zurück und stemme die Hände in die Hüften. Ich tippe mit der Fußspitze auf den Boden und warte auf eine Antwort. »Ich wiederhole mich nicht gerne.«

Sein Blick schießt zu mir zurück und er starrt mich aus zusammengekniffenen Augen an. »Was ist, wenn es so wäre? Wenn der Dolch tatsächlich mir gehören würde?«

»Dann würde ich dich für einen Lügner halten«, stelle ich klar.

»Emmalynn hat recht. Wir haben den Dolch tief unter der Erde gefunden, wo er seit mehreren Hundert, wenn nicht gar tausend Jahren gelegen hat. Genaueres werden die Untersuchungen zeigen. Du siehst also, junger Mann, dass du unmöglich der rechtmäßige Besitzer dieses Dolches sein kannst.«

Wulf ballt die Hände zu Fäusten und ich sehe, wie sich die Muskeln an seinem Hals anspannen.

»Halte dich zurück«, flüstere ich ihm eindringlich zu und lege eine Hand auf seine Brust. Ich kann nicht zulassen, dass er Anthony erneut bedroht, denn das würde auch ein schlechtes Licht auf mich werfen. Immerhin habe ich den Fremden angeschleppt, also bin ich auch für ihn verantwortlich. Aber — Mannomann — Wulf macht es mir nicht gerade leicht ... »Bitte«, füge ich hinzu.

Ich spüre, wie er zittert und mit sich ringt.

»Du verstehst das nicht«, wispert er mir dann zu, aber ich kann den unterdrückten Groll trotzdem in seiner Stimme hören. »Ich *brauche* diesen Dolch!«

»Gibt es ein Problem?«, fragt Anthony hinter mir.

»Nein«, antworte ich schnell, sehe aber Wulf dabei an. »Es gibt *kein* Problem.«

»Gut, dann lass uns gehen, Emmalynn.« Als sowohl Wulf als auch ich uns in Bewegung setzen, fügt mein Boss hinzu: »Kommt der da etwa mit?«

Ohne meinen Blick von Wulf zu nehmen, sage ich: »Ja, er begleitet uns zurück. Ich zahle sein Ticket.«

Anthony murmelt etwas Unverständliches, ehe er davonstapft. Als er außer Hörweite ist, stoße ich geräuschvoll den Atem aus und eine zentnerschwere Last fällt von meinen Schultern. »Was sollte das eben?«, zische ich mein Projekt an. »Willst du unbedingt, dass ich gefeuert werde?«

Wulf runzelt die Stirn. »*Ge ... feuert?*« Dann schüttelt er den Kopf. »Wie ich schon sagte, ich brauche diesen Dolch. Und ich werde nicht eher ruhen, bis ich ihn habe.«

»Herrgott noch mal!« Genervt wende ich mich von ihm ab. »So besonders ist der Dolch nun auch wieder nicht. Er ist ein Schmuckstück und bestimmt wertvoll, mehr aber nicht. Er wird dafür sorgen, dass ich die nächsten zwei Monate meine Miete bezahlen kann, deshalb werde ich einen Teufel tun und dir helfen, den Dolch in die Finger zu bekommen.«

»Was wäre, wenn ich dir sage, dass der Dolch mehr ist als ein bloßes Schmuckstück?«

Etwas in Wulfs Stimme lässt mich aufhorchen und ich drehe mich doch wieder zu ihm um. »Was meinst du damit?«

Ein Grinsen stiehlt sich für einen kurzen Moment auf seine Lippen, aber es ist genauso schnell wieder verschwunden. »Ich will dir und deinem ... *Team* ... den Dolch nicht stehlen. Ich bin kein Dieb wie ihr.«

»Hey ...«

»Ich will ihn nur für einen Moment in Händen halten. Und dann werde ich dir zeigen, was ich meine.«

Ich zögere und kaue auf meiner Unterlippe. Archäologe ist zwar nur eine nettere Bezeichnung für *Schatzsucher* — und der goldene Dolch ist auf jeden Fall ein *Schatz* —, aber was, wenn ... wenn da wirklich *mehr* ist? Wenn der Dolch auf eine Weise den Weg zu einem noch größeren Schatz zeigen könnte, wie eine Karte oder ein Schlüssel. So was sieht man ja immer mal in Filmen ... Und ja, als Archäologin aka Schatzjägerin schaue ich mir durchaus auch solche Filme an.

»Sag mir, was du über den Dolch weißt«, fordere ich ihn auf und verschränke die Arme, aber es gelingt mir nicht, meine innere Unruhe zu verbergen.

Wieder verziehen sich Wulfs Lippen zu einem Grinsen. »Nein, so funktioniert das nicht. Ich muss es dir *zeigen*. Und glaube mir, es wird dir gefallen.«

Bei diesen Worten mutiert mein Gehirn zu einem Hochleistungscomputer und das, was da gerade abläuft, ist *alles andere* als jugendfrei. Wulf selbst scheint gar nicht bemerkt zu haben, wie doppeldeutig seine Aussage war, und ich beiße mir schnell auf die Zunge, ehe ich dazu etwas sage.

Ruhig bleiben, Emma!

Aber das ist einfacher gedacht als getan. Zu viele mögliche Szenarien laufen in meinem Kopf ab und nicht alle drehen sich um den ominösen Dolch. Doch gerade die weniger dienlichen Szenarien müssen schnellstens aufhören, in meinem Kopf zu erscheinen, ehe mir meine Gedanken direkt auf der Stirn geschrieben stehen ...

»Eine Woche«, sage ich, nachdem ich mich einigermaßen gefasst habe. Wulf zieht die Augenbrauen zusammen und ich füge schnell hinzu: »In einer Woche werden die grundlegenden Tests am Dolch abgeschlossen sein. Das war bisher immer so, egal, was wir ausgebuddelt haben. Danach darf mein Team an die Schätz- ... ähm ... an die Fundstücke und sie untersuchen. In einer Woche kann ich dich also zu dem Dolch bringen, aber ich erlaube nicht, dass du ihn entwendest oder zerstörst, ist das klar?«

»Ich interessiere mich nicht für den Gegenstand, sondern für das, was ich damit zu tun imstande bin.«

Ich habe zwar keinen Schimmer, was er damit meint, aber ich nicke. Dann wäre das zumindest schon geregelt. Trotzdem nagt weiterhin ein ungutes Gefühl in mir, denn mir ist dabei nicht wohl zumute, einen Wildfremden zu einem der geborgenen Stücke zu bringen. Wenn Wulf es wirklich darauf anlegen würde, könnte ich ihn nicht davon abhalten, den Dolch zu stehlen. Er ist mir sowohl in Kraft als auch in Geschwindigkeit überlegen. Aber das ist ein Risiko, das ich eingehen muss — jedoch nicht, ohne daraus Profit für mich zu schlagen.

»Ich verlange dafür aber eine Gegenleistung.« Ich bemühe mich, so viel Autorität wie möglich in meine Stimme zu legen.

Wulf gibt ein spöttisches Schnauben von sich und verschränkt die Arme. »So? Und die wäre?«

»Ich will Antworten.«

Schlagartig verschwindet der Spott aus seiner Miene und macht Wachsamkeit Platz. »Was für Antworten?«

»Zu allen Fragen, die ich stelle. Wer bist du? Was bist du? Wo kamst du so plötzlich her?«

Zur letzten Frage habe ich zwar eine Theorie, aber die rangiert in puncto *Abgefahrenheit* auf einer Ebene mit der Alien-Sache, deshalb werde ich einen Teufel tun und sie laut äußern. Nein, ich will es von ihm hören — und ich hoffe, dass ich mich irre.

Er zögert einen Augenblick. »Und wenn ich dir nicht antworten will?«

Nun bin ich es, die die Arme verschränkt. »Dann bringe ich dich nicht zum Dolch.«

Mein Gegenüber beißt die Zähne zusammen und gibt ein Knurren von sich. Ich kann nicht verhindern, dass sich ein siegessicheres Lächeln auf meine Lippen stiehlt.

»Das ist nicht ehrenhaft, was du da von mir verlangst«, presst er zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

»Das habe ich auch nie behauptet«, entgegne ich und grinse ihn breit an. »Wir verträdeln hier schon viel zu viel Zeit. Also, bist du nun dabei oder nicht?«

Ich halte ihm die Rechte hin und warte gespannt darauf, ob er einschlagen wird. Sein Zögern werte ich als gutes Zeichen. Er weiß genau, dass ich seine einzige Chance bin, an den Dolch zu gelangen, denn sobald wir zurück sind, weiß Wulf nicht, wohin das Fundstück gebracht wird. Ich hingegen schon. Ihm bliebe nur die Möglichkeit, es während des Fluges an sich zu nehmen, aber ich denke nicht, dass er das wagen wird. Nicht, dass er dazu eine Chance hätte. Wie ich Anthony kenne, wird er den Dolch nicht mit in den Flieger nehmen, sondern ihn per Express direkt ans Labor schicken. Sobald wir diese Insel verlassen, ist das Schmuckstück also

außerhalb von Wulfs Reichweite. Außerdem glaube ich Wulf, dass er nicht am Dolch an sich interessiert ist — also nicht im selben Sinne wie wir. Für uns ist der Dolch ein Auftrag, der uns eine Menge Geld einbringen wird. Für Wulf hingegen scheint der Dolch mehr zu sein als nur ein glitzerndes Messerchen. Was es wohl ist, was er damit machen kann?

Langsam hebt er seine Hand und legt sie in meine. Das Glücksgefühl des Sieges erfüllt mich.

... bis ich mich frage, was ich die ganze Woche mit Wulf machen soll. Ach du je, da hab ich ja gar nicht dran gedacht! Ich muss ihn irgendwie dazu kriegen, dass er mir die Antworten gibt, die ich benötige. Vorher werde ich ihn nie und nimmer zum Dolch bringen.

Als wir Anthony folgen, frage ich deshalb: »Sag mal, willst du nicht deine Verwandten anrufen, damit sie dich am Flughafen abholen?«

»Ich habe keine Verwandten. Jedenfalls nicht hier. Sie sind zu weit weg, um mich abholen zu können.«

»Aber ... was wirst du dann tun, wenn wir gelandet sind?«

Oh, bitte, bitte, sag nicht, dass du ...

»Ich weiß es nicht«, antwortet Wulf schulterzuckend, ohne sich zu mir umzudrehen.

Verdammt! Ich ringe einen Moment mit mir und wäge die Möglichkeiten ab, die ich nun habe. Er muss in meiner Nähe bleiben, denn nur so werde ich all die Geheimnisse, die sich um ihn ranken, entschlüsseln können. Sollte ich ihn vielleicht in ein Hotel einquartieren? Nein, das wird zu teuer für mich ... Aber auf die Straße setzen kann ich ihn auch nicht. Am Ende läuft er mir noch davon, bevor ich eine einzige Frage stellen kann. Und wie ich mein Glück kenne, rennt er sofort einem anderen Wissenschaftler über den Weg, der aus meinem Projekt Profit schlägt. Das darf ich nicht zulassen!

Doch um das zu verhindern, gäbe es nur eine einzige Möglichkeit ... und die gefällt mir ganz und gar nicht. Trotzdem sage ich seufzend: »Du kannst die Woche bei mir bleiben, wenn du willst. Ich kann bei meiner Schwester unterkommen.«

Eigentlich habe ich keine Lust, meine ältere Schwester und ihre beiden verzogenen Gören um mich zu haben, schon gar nicht für eine ganze Woche – da reichen mir schon die monatlichen Familientreffen voll und ganz, um mir wieder vor Augen zu führen, warum ich so was niemals haben will –, aber was tut man nicht alles für sein Projekt? Meine letzten Ersparnisse werden nachher für Wulfs Rückflugticket draufgehen, sodass ich mir weder für ihn noch für mich ein Hotel oder eine Pension leisten könnte. Da bleibt mir nur die Lösung, mich bei meiner Schwester einzuquartieren, die ein paar Straßen von mir entfernt in einem kleinen Haus wohnt.

»Du musst nicht gehen. Nicht meinetwegen.«

Seine Worte reißen mich aus meinen Gedanken. Unvermittelt ist er stehen geblieben und ich wäre fast in ihn hineingelaufen. Im letzten Augenblick kann ich abbremsen und mache schnell einen Schritt zurück, um wieder genügend Abstand zwischen uns zu bringen.

»Nein, es ... ist schon in Ordnung. Es macht mir nichts aus«, murmle ich, weiche seinem Blick aus und gebe vor, den Baum neben mir für einen Moment äußerst interessiert zu mustern.

»Du lügst.«

Ich beiße die Zähne zusammen und seufze dann. »Nein, das tue ich nicht.« Wie kann er mich nur so einfach durchschauen, wo er mir sonst so weltfremd vorkommt? Ich muss wirklich besser auf meine Mimik achten ...

Ohne auf meinen Protest einzugehen, macht er einen Schritt auf mich zu – und steht mir schon wieder viel zu nah. Kennt der Kerl keine Privatsphäre? Doch um erneut zurückzuweichen, bin ich zu stolz. Oder zu dickköpfig, je nachdem. Und beides ist nicht gut für mich.

»Ich sehe es in deinem Blick, Emma, und höre es in deiner Stimme. Das, was du gesagt hast, war eindeutig eine Lüge, aber ich verstehe nicht, warum du lügst. Du brauchst dich nicht vor mir zu fürchten.«

»So was nennt man Freundlichkeit«, sage ich und weiche seinem Starren aus, das bis tief in meine Seele zu reichen scheint. Kann er das bitte sein lassen? Warum nimmt er mein Angebot nicht einfach hin und lässt es dabei bewenden, sondern hackt nun noch auf mir herum? Von Sekunde zu Sekunde fühle ich mich unwohler und möchte nichts lieber tun, als zu meinem Team zu flüchten.

»Warum solltest du lügen, um freundlich zu sein? Darin sehe ich keinen Sinn.«

»Ich auch nicht«, gebe ich zu und hoffe damit, die Diskussion endlich beenden zu können. »Komm mit, wir brauchen schon viel zu lang. Nicht dass das Team noch ohne uns startet.«

Mühelos hält er mit mir Schritt. Wie schon zuvor, scheint ihm der Weg durch den Wald gar nichts abzufordern. Er bewegt sich so leicht und selbstsicher, als hätte er nie etwas anderes getan. Ich hingegen ringe bereits nach Luft und wünsche mir nichts sehnlicher herbei als eine heiße Dusche, um mir den Schweiß vom Körper zu waschen. Hoffentlich stinke ich nicht ... Wann habe ich zum letzten Mal ein Deo benutzt?

»Du wirst also bleiben?«

»Was?« Verwirrt blinzele ich zu ihm hinüber.

»Bei mir, meine ich.«

»Ähm ...« Ich hab keine Ahnung, was ich darauf antworten soll. Am liebsten würde ich gar nicht weiter darüber nachdenken, denn mir ist klar, welche Richtung meine Gedanken wieder einschlagen würden. Und ich weiß mit Sicherheit, dass es für alle Beteiligten einfacher wäre, wenn ich für eine Woche zu meiner Schwester ziehen würde — trotzdem zögere ich. »Ich ... weiß nicht.«

»Du musst dich nicht vor mir fürchten. Wenn ich dich hätte töten wollen, hätte ich es schon längst getan. Und glaub mir, es gab genügend Gelegenheiten.«

»Tja ... nun ... Danke, schätze ich.« Was rede ich da für einen Blödsinn? Ach verdammt, scheiß drauf! *Du bist eine erwachsene Frau, Emma, und wirst diese Woche überstehen, ohne irgendwelche Dummheiten zu machen!* »Du kannst auf der Couch schlafen, wenn du willst. Die Woche werden wir schon irgendwie rumkriegern.« *Hoffentlich*, füge ich in Gedanken hinzu.

#

Wir schaffen es gerade rechtzeitig zum Rollfeld, bevor das Flugzeug landet, und wie durch ein Wunder stehen meine beiden Koffer noch da, wo ich sie

zurückgelassen habe. Der Rest des Teams ist bereits vollzählig versammelt. Wulf und ich sind die Letzten, die dazustoßen.

Ich winke allen zu und versuche, dabei möglichst ungezwungen auszusehen. Mit keinem von ihnen bin ich befreundet, trotzdem dachte ich, dass sie sich zumindest ein paar Sorgen um mich gemacht hätten, aber ihre teilnahmslosen Mienen verraten mir das Gegenteil. Nur vereinzelt hebt jemand die Hand und erwidert meinen Gruß. Anscheinend bin ich doch nur die entbehrliche kleine Praktikantin, die niemand vermisst hätte, selbst wenn sie von einem Bären — oder einem Wolf — gefressen worden wäre.

Mir entgehen nicht die Blicke, die vor allem die weiblichen Teammitglieder meinem Begleiter zuwerfen, doch ich tue so, als würde ich es nicht merken. Ebenso ignoriere ich ihr Getuschel. Keine Ahnung, was sie sich zusammenreimen, und eigentlich will ich es gar nicht so genau wissen. Bisher bin ich immer gut damit gefahren, ihr Gerede nicht zu nah an mich heranzulassen.

Selbst Anthony bedenkt mich mit einem finsternen Blick, dabei kann ich doch nichts dafür, dass Wulf ihn vorhin angegriffen hat. Am besten tue ich den ganzen Rückflug über wieder so, als würde ich schlafen, um unangenehmen Gesprächen aus dem Weg zu gehen. Nachdem der Auftrag so reibungslos erledigt und der Schatz geborgen ist, werden wir nicht so bald wieder gemeinsam auf Expedition gehen, und ich hoffe, dass Anthony den Vorfall bis zum nächsten Auftrag wieder vergessen hat.

Zwei von Anthonys persönlichen Assistentinnen nähern sich Wulf und kichern dabei hinter vorgehaltener Hand. Ich weiß nicht, ob sie sich über seine geborgten Klamotten amüsieren oder ihr Niveau wieder das der siebten Klassenstufe erreicht hat. Abschätzig mustere ich ihre High Heels und die engen Miniröcke, die sie hier in der Wildnis tragen. Doch — ja, ich gebe es zu — ich komme nicht umhin, sie für ihr perfektes Styling zu bewundern. Meine Haare sehen nach der Nacht auf dem Höhlenboden und dem Marsch durch den dichten Wald sicherlich so aus, als hätte ich zu lange in eine Steckdose gefasst. Schnell fahre ich mit den Fingern durch meine hellbraune Mähne, um sie zumindest ein bisschen zu bändigen. Ein Vorhaben, das ich nach den ersten Knoten, in denen ich mich verfange, wieder aufgebe. Ich habe mich schon immer gefragt, wie sie in den Absätzen

laufen können, aber sie bewegen sich selbst über unebenen Waldboden sicherer als ich in Turnschuhen. Außerdem sind die beiden meistens abseits stationiert und koordinieren unsere Ausgrabungen aus einem klimatisierten Hotelzimmer mit Meerblick ...

Ich schaue wieder zu den beiden Frauen, die Wulf erreicht und eingekreist haben, wie Raubtiere auf der Jagd. Ein seltsames Gefühl flammt in mir auf, während ich die drei beobachte, und ich habe Mühe, an Ort und Stelle stehen zu bleiben.

»Wo kommst du denn her?«, fragt die Mutige der beiden.

Ich habe keine Ahnung, wie sie heißt. Mandy? Mindy? Irgendwas in der Richtung. Mit einem koketten Augenaufschlag schiebt sie sich näher an Wulf heran, der teilnahmslos an einen meiner Koffer gelehnt dasteht.

Das Bedürfnis, sie von ihm wegzuzerren — am besten an ihren Haarextensions —, nimmt mir für einen Moment die Luft zum Atmen. Schnell balle ich die Hände zu Fäusten und verstecke sie in meinen Jackentaschen.

»Ich hab dich noch nie gesehen«, fügt sie hinzu, als Wulf ihr nur einen flüchtigen Blick geschenkt hat, und presst sich beinahe an seine Brust.

»Gehörst du auch zum Team?«

»Nein. Ich gehöre zu Emma.«

Ich war gerade dabei, nun doch einen Schritt auf sie zuzumachen und eine Distanz zwischen die drei zu bringen, bei der ich nicht innerlich explodierte. Erschrocken bleibe ich jedoch stehen und schnappe bei Wulfs Worten nach Luft. Ich weiß genau, dass er das nicht so gemeint hat, aber ... Die giftigen Blicke, die die beiden Assistentinnen mir zuwerfen, geben mir zu verstehen, dass sie es nicht wissen, und sofort schießt mir das Blut in die Wangen. Warum schäme ich mich plötzlich dafür?

»Seit wann dürfen wir denn unsere Typen zu einem Job mitbringen?«, fragt die andere, die bisher geschwiegen und ihrer Freundin den Vortritt gelassen hat. Julia? Juliane? Ach, ich und mein Namensgedächtnis ...

Ich recke das Kinn und begegne ihrer Feindseligkeit betont gelassen. »Es hat sich eben so ergeben.« Niemals würde ich in dieser Situation erklären, wie Wulf seine Aussage gemeint hat. Sollen sie doch denken, was sie wollen. Solange sie mein Projekt und mich in Frieden lassen, soll es mir

recht sein. Und ich kann wenigstens diesen kleinen Sieg davontragen und muss mich nicht ganz so schäbig fühlen.

»Wie hat *die* denn so einen Kerl abgekriegt?«, flüstert Mindy-Mandy zu Julia-Juliane, aber natürlich laut genug, dass ich es hören kann.

Schnell beiße ich die Zähne zusammen, ehe mir eine passende Antwort entschlüpfen kann, und zähle ruhig bis zehn, bis ich mich wieder halbwegs unter Kontrolle habe. Ich darf mich nicht provozieren lassen. Auch wenn die beiden wahre Giftspritzen sind, stehen sie in der Rangordnung doch einige Stufen über mir. Ich darf mir keine Fehler oder Aussetzer erlauben, nicht jetzt, wo das Team einen weiteren lukrativen Job abgeschlossen hat und der nächste garantiert nicht allzu lange auf sich warten lassen wird. Und schon gar nicht darf ich vor dem nächsten Gehaltsscheck ausflippen, sonst kann ich meine Miete nicht bezahlen.

Reiß dich zusammen, Emma! Sie sind es nicht wert!

»Es kommt nicht wieder vor.« Ich muss die Worte beinahe hervorwürgen, denn alles in mir sträubt sich dagegen, vor diesen beiden ausstaffierten Püppchen zu katzbuckeln, die selbst hier draußen in der Pampa High Heels und Gucci-Handtäschchen tragen, doch ich habe keine Wahl, wenn ich weiterhin Teil des Teams sein will.

Anthony's wachsamer Blick brennt sich regelrecht in meinen Rücken. Ich bin mir sicher, dass er den Schlagabtausch zwischen mir und seinen Assistentinnen sehr genau beobachtet, auch ohne dass ich ihn dazu direkt ansehen muss. Da er selbst bereits mit Wulf aneinandergeraten ist, wartet er mit Sicherheit nur auf eine Gelegenheit, um es meinem Projekt heimzuzahlen, und die darf ich ihm nicht liefern. So ist Anthony nämlich: Auf den ersten Blick streng, aber korrekt, doch wer länger mit ihm zusammen ist, lernt auch seine dunkle Seite kennen. Er vergisst nicht und er zahlt es seinen Gegnern gerne mit gleicher Münze heim. Für die nächste Woche werde ich Wulf nicht aus den Augen lassen. Am besten sperre ich ihn in meine Wohnung ein, wo er niemandem aus dem Team über den Weg laufen kann.

Irgendwann wenden sich die beiden Zicken ab und ich atme erleichtert auf. Ich laufe ein Stück weiter, bis ich das kribbelnde Gefühl ihrer Blicke in meinem Nacken nicht mehr spüre, und lehne ich mich an meinen anderen

Koffer direkt neben Wulf. Auch wenn ich in der Vergangenheit seine Nähe als *zu viel* (und vor allem *zu nah*) empfunden habe, spendet sie mir jetzt Zuversicht. Wenn die Antworten, die ich hoffentlich bald von ihm bekommen werde, gut sind, schaffe ich es vielleicht, aus Anthonys Team rauszukommen. Momentan habe ich aber keine Alternative, als das zu tun, was er oder seine Schnepfen mir sagen, auch wenn es nicht immer einfach ist.

»Habe ich eben etwas falsch gemacht?«, höre ich Wulfs leise Stimme neben mir fragen. Wie ich schaut er stur geradeaus und gibt vor, das Team zu beobachten.

Ich schüttele leicht den Kopf. Da er mich aber nicht sieht, füge ich hinzu: »Nein. Es ist alles in Ordnung. Dich trifft keine Schuld. Die beiden sind immer so ... *schwierig*.«

Ein Schmunzeln umspielt seine Lippen, doch es ist verschwunden, ehe es richtig zu sehen ist.

Eine Frage brennt mir auf der Seele, aber ich schlucke die Worte, die sich bereits in meinem Mund gesammelt haben, herunter, denn es geht mich nichts an. Und eigentlich sollte es mich auch nicht interessieren. Ich fühle mich blöd dabei, sogar nur daran zu *denken*.

Ziellos lasse ich meinen Blick umherschweifen, um mich auf andere Gedanken zu bringen, bis ich wieder an den beiden Assistentinnen hängen bleibe. Ich seufze. »Sie starren dich immer noch an.«

Unsicher beobachte ich Wulf aus dem Augenwinkel und bemerke sein Schulterzucken, was mich irgendwie erleichtert.

»Lass sie doch starren«, murmelt er, ohne direkt in Mindy-Mandys Richtung zu schauen. »Sie sind unwichtig.« Nun drehe ich doch den Kopf zu ihm. Er zieht die Nase kraus und schüttelt sich kurz. »Und sie stinken.«

»Was?« Ich kann mir gerade noch ein Lachen verkneifen. Zwar habe ich gehofft, dass er etwas Abschätziges über sie sagt, aber das hätte ich nicht erwartet.

»Sie riechen ... künstlich«, versucht er zu erklären, als er bemerkt, dass ich mich über ihn lustig mache. »Süßlich zwar, aber doch so stark, dass es in meiner Nase wehtut. Ich war froh, als sie endlich gegangen sind.«

»Dann bist du also ... nicht an ihnen interessiert?« *Gnaaaarf!* Ich blöde Kuh! Nun ist es mir doch rausgerutscht. Am liebsten würde ich mir auf die Zunge beißen. »Vergiss, dass ich das gefragt habe«, schiebe ich noch schnell nach und schaue in die entgegengesetzte Richtung. *Oh, bitte, geh nicht auf den Schwachsinn ein, den ich von mir gebe!*

»Warum sollte ich das sein? Ich kenne sie nicht.«

Auch wenn ich es eigentlich nicht wollte, schaue ich ihn nun wieder an. »Mich kennst du auch nicht. Und doch bist du hier. Du fliegst sogar mit mir zurück.«

Je länger ich über Wulf und seine Absichten nachdenke, desto verworrener erscheint mir alles. Jedes Mal, wenn ich glaube, dass ich ihn zumindest ein bisschen verstanden habe, macht oder sagt er etwas, was überhaupt nicht zu dem Bild, was ich mir von ihm gemacht habe, passt. Er verwirrt mich, doch gleichzeitig fasziniert er mich auch. Und wahrscheinlich ist Letzteres das Schlimmste daran. Das sollte ich schleunigst in andere Bahnen lenken, ehe es ausartet.

Er will nur den Dolch, sage ich zu mir selbst. Das ist der einzige Grund, warum er mir folgt. Und ich lasse es nur zu, weil ich eine Möglichkeit in ihm sehe, reich und berühmt zu werden. Mehr ist da nicht.

»Bei dir ist es etwas anderes, Emma. Du hast mich gefunden.«

So sehr ich es auch versuche, kann ich doch keinen Spott in seiner Stimme oder seinem Gesicht erkennen. Meint er das etwa ernst? Ein seltsames Flattern breitet sich in meinem Bauch aus, während ich über seine Worte nachdenke. Es klingt so ... tiefgründig, als würde sich hinter dieser simplen Aussage noch so viel mehr verstecken, das er mir nicht direkt sagen kann.

Hin- und hergerissen von der Frage, ob ich etwas darauf erwidern soll, schaffe ich es nicht, meinen Blick von ihm abzuwenden. Noch immer suche ich nach einem Anzeichen dafür, dass er mich veralbert, doch da ist nichts.

Gerade als ich den Mund öffne, um etwas zu sagen, sehe ich ein leichtes Zucken unter der Wollmütze auf seinem Kopf, was mich wieder daran erinnert, dass Wulf vielleicht kein normaler Mensch ist. Genaueres kann ich erst herausfinden, wenn wir zu Hause sind. Die Frage ist aber: Würde mich das stören? Ich meine, wenn er *anders* wäre. Ich weiß darauf

ehrlich gesagt keine Antwort. Und eigentlich will ich mir diese Frage gar nicht stellen, denn sie ist unwichtig. Er ist mein Projekt, meine Eintrittskarte in eine bessere Welt. Durch ihn werde ich reich und berühmt werden. An etwas anderes verbiere ich mir zu denken, denn es wäre für mein Vorhaben nur hinderlich.

»Erzähl mir etwas von dem Ort, zu dem wir jetzt gehen«, bittet er mich nach einer Weile des Schweigens.

Die Frage verwirrt mich - vor allem, weil er von *gehen* spricht - und ich brauche einen Moment, um die richtigen Worte zu finden. »Nun ... wir ... wir werden in einem Flugzeug dorthin fliegen. Das dauert etwas über dreieinhalb Stunden.«

»Wir ... fliegen?« Seine Augen glitzern bei der bloßen Vorstellung.
»Durch die Luft? Wie ein Vogel?«

»Ähm ... bist du etwa noch nie geflogen?« Er schüttelt den Kopf. Ich verkneife mir die Frage, wie er denn sonst hierhergekommen ist. Für solche Details habe ich später genug Zeit, ohne Zuhörer, die uns jederzeit belauschen können, trotzdem ist es mir unangenehm, solche Fragen auf Vorkursniveau zu beantworten. »Wir fliegen nicht wie Vögel, also nicht mit unseren Armen oder so, sondern in einem Flugzeug.« Angestachelt durch seinen fragenden Blick, versuche ich so gut wie möglich zu beschreiben, was uns erwarten wird. Die anfängliche Freude weicht schnell Skepsis.

»Ein Riese aus Metall?«, fragt er. »Wie soll so ein Gefährt durch die Luft fliegen können?«

Ich zucke mit den Schultern. »Keine Ahnung. Ich bin Archäologin, keine Ingenieurin. Mich interessiert nicht, *wie* es das macht, sondern *dass* es das macht. Einen Absturz würden wir nämlich nicht überleben.«

»Wir werden *sterben*?«

»Nein!«, sage ich schnell, um ihn zu beruhigen, doch der Schaden ist bereits angerichtet. »Wenn du erstmal drinsitzt, kommt es dir vor wie Autofahren.«

»Auto ...«

»Vergiss es einfach.« Ich seufze und massiere mit der Hand die Stirn.
»Wir werden sicher bei mir ankommen, okay? Mehr musst du nicht wissen.
Ich hab dich gefunden, also pass ich auch auf dich auf.«

Zum ersten Mal erscheint ein ehrliches Lächeln auf Wulfs Gesicht, nicht dieses schiefe, schelmische Grinsen, das er sonst zur Schau stellt — obwohl das auch nicht zu verachten ist.

»Ich danke dir, Emma. Eines Tages werde ich dir deine Freundlichkeit vergelten und meine Schuld zurückzahlen.«

Augenblicklich werde ich rot, wende schnell den Blick ab und nuschele etwas Unverständliches. Seine Worte und vor allem sein Lächeln haben etwas in mir berührt, von dem ich dachte, dass es schon seit langer Zeit verschwunden wäre.

Und diese Erkenntnis macht mir Angst. Panische Angst. Dieses Gefühl, das zart und vorsichtig in mir zum Vorschein kommt, war nicht ohne Grund seit Jahren verschüttet. Ich muss höllisch aufpassen, keinen Fehler zu begehen. Wulf ist mein Projekt, nichts weiter. Eine andere Art, an ihn zu denken, darf ich mir nicht gestatten. Und eigentlich will ich es auch nicht, jedenfalls nicht, solange ich nicht weiß, was genau er ist.

Schließlich will ich nichts mit einem Alien anfangen.

Professionalität. Ja, das wird mein Leitwort für die kommende Woche werden.

Kapitel 5

Kurz darauf landet das kleine Passagierflugzeug, das uns zum Flughafen von Reykjavik bringen wird. Ich drücke dem Piloten einen Zwanzigeuroschein in die Hand und zeige auf Wulf, der staunend um den Flieger läuft. Zu meiner Erleichterung nickt der Pilot und hilft mir mit den Koffern.

Der Rest des Teams ist bereits eingestiegen, als ich Wulf am Ärmel packe. »Komm, sie warten auf uns.«

»Ich soll ... da hineingehen?« Das anfängliche Staunen weicht Unsicherheit. »Und dieses ... Flugzeug kann wirklich durch den Himmel fliegen?«

»Na klar. Du hast doch eben gesehen, wie es hier gelandet ist, oder?« Er nickt zögerlich. »Na also! Wir müssen uns wirklich beeilen, sonst verpassen wir unseren Anschlussflug.«

»Anschlussf- ...?«

»Du wirst sehen, was ich meine«, unterbreche ich ihn schnell und zerre ihn Richtung Einstieg. »Du gehst jetzt da rein, setzt dich auf einen freien Platz und schnallst dich an. Ich bin direkt hinter dir. Wir werden nicht abstürzen, versprochen!«

Stockend setzt er einen Fuß vor den anderen. Als er ins Innere der Maschine klettert, hält er die Arme dicht am Körper, um so wenig wie möglich zu berühren.

»Gibt es ein Problem?«, fragt Anthony unwirsch.

»Nein, alles bestens!«, rufe ich quer durch die Maschine und schiebe Wulf vor mir her. »Beeil dich«, knurre ich ihm zu, als er wieder einmal stehen bleibt. »Setz dich dahinten hin, damit der Pilot starten kann.«

Ich schiebe ihn in die letzten Reihe auf den Sitzplatz am Gang. Ich setze mich ans Fenster. Nicht, weil ich ihm den Fensterplatz nicht gönne, aber ich glaube, das wäre etwas zu viel des Guten für ihn.

Es folgt die isländische Durchsage des Piloten, von der ich kein einziges Wort verstehe, aber ich bin oft genug geflogen, um zu wissen, was

verlangt wird. Ich schließe den Gurt um meine Hüfte und vergewissere mich, dass mein Sitz in aufrechter Position ist. Ein Blick nach links verrät mir, dass Wulf einfach nur da sitzt.

Ich lehne mich zu ihm hinüber. »Du musst dich anschnallen.«

Alles, was ich ernte, ist ein verständnisloser Blick. Seufzend beuge ich mich über ihn und angle nach den beiden Enden des Gurtes. Obwohl ich mich bemühe, ihn so wenig wie möglich zu berühren, gelingt mir das nicht. Hinzu kommt, dass ich seinen Blick sehr genau auf meinem Hinterkopf spüre, was mich nur noch nervöser macht. Blödsinn! Ich helfe ihm nur dabei, seinen Gurt anzulegen. Es ist ja nicht so, als wäre das etwas Verwerfliches. Trotzdem zittern meine Hände leicht, als ich den Gurt festziehe.

»Und das verhindert, dass wir abstürzen?«, fragt er dann leise, nachdem ich mich wieder aufrecht hingesezt und mein Haar zurückgestrichen habe.

»Nein. Das verhindert, dass du rausgesaugt wirst, wenn die Außenhaut des Flugzeugs aufreißen sollte«, lautet meine ironische Antwort. Sein Gesichtsausdruck ist wirklich zum Schießen, aber ich beeile mich, ihn zu beruhigen. Es hätte mir klar sein müssen, dass er meine Worte für bare Münze nimmt. »Der Flug zur Hauptinsel dauert nicht lange. Das Flugzeug, mit dem wir zu mir fliegen, ist um einiges größer und bequemer. Wir sind also bald hier raus. Lehn dich zurück und entspann dich. Glaub mir, wir werden heil ankommen.«

Auf Wulfs Gesicht erscheint ein ernster Ausdruck, ehe er sagt: »Ich glaube dir. Trotzdem ... fühle ich mich nicht wohl.«

»Tja, dann wart erst mal ab, bis wir starten und in der Luft sind.«

Wie aufs Stichwort startet der Pilot die Triebwerke und beginnt zu rollen. Wulfs linke Hand krallt sich in die Sitzlehne, mit der anderen klammert er sich an meine Hand. Für einen kurzen Moment bin ich versucht, sie ihm zu entziehen, aber als ich merke, wie die seine zittert, verstärke ich den Druck und verflechte meine Finger mit seinen.

»Hab keine Angst«, flüstere ich ihm zu. »Dir wird nichts geschehen.«

Er nickt knapp, den Blick stur geradeaus gerichtet und die Lippen zu einem schmalen Strich zusammengepresst. Wenn ich nicht wüsste, dass er wirklich Todesangst hat, fände ich seinen Anblick amüsant. So aber gebe ich mir die größte Mühe, ihn zu beruhigen. Ich weiß, dass es noch schlimmer werden wird, wenn wir erst in der Luft sind. In dieser winzigen Maschine werden wir jeden Luftzug spüren.

Und ich werde nicht enttäuscht. Sobald das Flugzeug durch eine Wolke fliegt, sackt es ein Stück hinab. Ich weiß, dass das normal ist, aber Wulf ... Sämtliche Farbe ist aus seinem Gesicht gewichen und seine Finger krallen sich so fest um meine, dass ich sie nachher eine Weile nicht mehr werde benutzen können. Es tut weh, aber ich will ihm diese eine Stütze nicht entziehen.

Beruhigend streiche ich mit dem Daumen über seinen Handrücken. »In einer halben Stunde sind wir da«, murmle ich, obwohl ich weiß, dass ihm dieses Wissen im Moment nichts bringt. »Danach wird es besser. Im großen Passagierflugzeug spürst du gar nicht, dass du fliegst.«

»Wenn die Menschen dazu auserkoren wären zu fliegen, hätten sie Flügel wie die Vögel«, presst er zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. »Aber sich freiwillig in ein solches Gefährt zu setzen, grenzt an pure Folter.«

»Ich weiß. Du hast es bald geschafft.« Noch mehr dieser platten Bemerkungen ... Aber mir fällt nichts ein, was ich sonst zu ihm sagen könnte, um ihm ein bisschen seiner Angst zu nehmen. Was, wenn er sich nach dieser Erfahrung nachher weigert, in die Passagiermaschine zu steigen? Ich könnte es ihm nicht verdenken. Seine Panik ist real. Ich sehe zwar, wie er versucht, dagegen anzukämpfen und sie zu unterdrücken, aber es gelingt ihm nicht. »Warum erzählst du mir nicht etwas?«

Unsicher wirft er mir einen Blick aus dem Augenwinkel zu. »Und was?«

»Keine Ahnung ... Was hast du gerne als Kind gespielt?« Ich bemühe mich, die Themen so unverfänglich wie möglich auszuwählen und mich an positive Erinnerungen zu halten. Doch anscheinend habe ich selbst mit dieser Frage einen Nerv getroffen ...

»Ich habe als Kind nicht viel gespielt. Ich wurde von den anderen gemieden. Meistens war ich allein.«

»Oh ... das ... klingt furchtbar. Tut mir leid. Dann ... was isst du am liebsten?«

Seine Stirn ist gerunzelt, als er seinen Kopf ein Stück zu mir dreht. »Warum willst du das wissen?«

Ich rolle mit den Augen. »Damit ich weiß, was ich kochen ... oder, nein ... eher was ich *bestellen* soll, wenn wir zu Hause sind. Ich bin keine besonders gute Köchin, und das ist sogar noch eine Untertreibung. Deshalb beschränken wir uns lieber auf die Lieferdienste, ehe ich dich versehentlich noch vergifte.«

»Du willst mich vergiften?« Plötzlich klingt er alarmiert. »Ist das der Grund, warum du mich zu dir mitnehmen willst?«

»Nein!« Verdammt, egal was ich sage, es geht nach hinten los. Kann ich nicht ein normales Gespräch mit ihm führen, ohne dass er denkt, ich würde ihn umbringen oder ihm anderweitig schaden wollen? »Ich will damit nur sagen, dass mein Essen nicht genießbar ist, nichts weiter.«

Woher kommt nur dieses fast zwanghafte Misstrauen gegen alles und jeden?

»Also, griechisch oder italienisch?«, versuche ich es erneut. »Oder doch lieber chinesisches?« Als ich keine Antwort von ihm bekomme, beuge ich mich auf meinem Sitz ein Stück vor. »Was möchtest du essen?« Er schüttelt nur stumm den Kopf. »Na schön, dann suche ich eben was aus.«

Langsam nervt es mich, dass ich entweder nur kryptische oder gar keine Antworten von ihm bekomme. Wie wird das erst, wenn ich die Fragen stelle, für die ich ihn mitgenommen habe? Er kann mir ja nicht einmal sagen, was er gerne isst! Welche Antwort werde ich erhalten, wenn ich ihn nach seiner Herkunft oder seinen spitzen Ohren frage? Und was mache ich mit ihm, wenn ich keine Antworten von ihm bekomme? Oder wenn seine Antworten nicht das beinhalten, was ich mir wünsche? Dann habe ich ihn am Hals ... Er kommt mir nicht so vor, als ob ich ihn einfach in ein Taxi setzen und zurück nach Hause schicken könnte — wo auch immer sein Zuhause sein mag.

Als der Pilot zur Landung ansetzt, verkrampfen sich Wulfs Finger noch stärker um meine und ich muss einen Aufschrei unterdrücken. Trotzdem fange ich wieder damit an, mit meinem Daumen langsame Kreise über seine

Hand zu ziehen. Auf seiner Stirn stehen Schweißperlen, während er immer noch stur geradeaus blickt.

Nachdem die kleine Maschine zum Stehen gekommen ist, beeile ich mich, zuerst Wulfs Gurt und dann meinen zu lösen. Ich ziehe ihn mit beiden Händen auf die Beine und stütze ihn, als er fast das Gleichgewicht verliert.

»Wir können jetzt aussteigen. Geh nach draußen an die frische Luft. Du siehst aus, als würdest du jeden Moment umkippen. Ich hole nur mein Gepäck und bin gleich wieder bei dir.«

Ich weiß nicht, ob meine Worte ihn erreichen, doch er stolpert nach ein paar Sekunden durch den Gang, schwankt immer wieder gegen die anderen Sitze, bis er endlich den Ausgang erreicht hat. Ich öffne das Gepäckfach über mir, hole meine Tasche heraus und folge ihm nach draußen, wo der Pilot bereits meine Koffer bereitgestellt hat. Suchend schaue ich mich um, kann aber Wulf nirgends entdecken. Wohin ist er denn so schnell verschwunden?

Gerade als ich ihn suchen will, höre ich Anthonys Stimme hinter mir. »Emmalynn. Ich glaube, wir müssen uns unterhalten.«

Ich schlucke geräuschvoll, ehe ich mich zu ihm umdrehe. Mit verschränkten Armen steht er da und schaut mich mit undurchsichtiger Miene an. Sofort spüre ich, wie mein Magen herabsackt, mache aber dennoch zwei Schritte auf ihn zu.

»Was denkst du dir eigentlich dabei, irgendeinen wildfremden Kerl mitzuschleppen?«, zischt er, als ich nahe genug bin. Trotzdem bin ich mir sicher, dass alle Umstehenden uns ebenfalls hören können. »Er ist kein streunendes Kätzchen, das du einfach mit nach Hause nehmen kannst. Ich dulde so etwas nicht in meinem Team, haben wir uns da verstanden?«

Ich ringe mir ein Nicken ab und will zu einer Erwiderung ansetzen, doch Anthony bringt mich mit einer Handbewegung zum Schweigen. »Ich will weder deine Widersprüche noch eine Entschuldigung hören. Sorg dafür, dass der Kerl mir nie wieder unter die Augen tritt. Allein für seinen tätlichen Angriff könnte ich ihn verhaften lassen. Werd ihn los, sobald wir gelandet sind, sonst schalte ich die Polizei ein.«

»Aber ich weiß doch gar nicht, wo er herkommt ...«

»Das ist mir herzlich egal, Emmalynn. Du hast ihn aufgegabelt und mitgenommen, also ist er auch dein Problem.« Sein Blick tastet mich von unten bis oben ab und ich winde mich unruhig darunter. »Ich habe mehr von dir erwartet. *Sehr viel* mehr. Du hast mich schwer enttäuscht. Und ich erwarte Wiedergutmachung, sobald wir zu unserem Tagesgeschäft zurückkehren.«

Bei seinen Worten muss ich schlucken. Ich hab's verbockt ... So *richtig* verbockt. Und ich habe keine Ahnung, wie ich das wieder ausbügeln kann.

Stumm starre ich zu Boden — einerseits weil ich nicht weiß, was ich darauf antworten soll, und andererseits weil ich Anthonys Blick nicht standhalten kann. Es liegt etwas Lauerndes darin, das mir vorher noch nicht aufgefallen ist. Und es macht mir Angst, denn ich glaube zu wissen, welche Art von *Wiedergutmachung* er für meinen Fehler fordert.

Bei dieser Erkenntnis wird mir schlagartig schlecht.

Ich erschrecke, als ich ein Knurren hinter mir höre, und auch Anthonys Körperhaltung versteift sich. Mich umzudrehen wage ich nicht, doch mir ist auch so klar, dass es Wulf ist, der hinter mir steht.

Ohne den Blick von meinem Projekt zu nehmen, rückt Anthony seine Jacke zurecht. »Ich hoffe, ich habe mich deutlich ausgedrückt, Emmalynn«, sagt er, ehe er sich umdreht und zurück zu den anderen geht.

Erst als er weg ist, merke ich, wie stark ich zittere. Auch mein Atem geht stoßweise und ich spüre Übelkeit in mir aufsteigen.

»Hat er dir etwas getan?«, flüstert Wulf mir ins Ohr. Ich schaffe es nur, den Kopf zu schütteln. »Sein Glück. Ansonsten hätte ich ihn Stück für Stück auseinandergenommen. Aber du hast trotzdem Angst vor ihm, nicht wahr?«

Ich nicke und atme ein paar Mal aus und ein, ehe ich ihm antworte. »Er ist mein Chef. Wenn ich in diesem Team bleiben will, muss ich tun, was er mir sagt, und muss mich an seine Regeln halten. Dass ich dich mitgenommen habe, gefällt ihm nicht.«

»Ich möchte nicht, dass du meinetwegen Schwierigkeiten bekommst ... Aber ich kann auch nicht so einfach gehen.«

Ich drehe den Kopf und schaue ihn an. »Weil du nicht weißt, wie du nach Hause kommst? Wenn es weiter weg ist, könnte ich meine Schwester fragen, ob sie mir etwas Geld leiht, damit du ...«

»Nein«, unterbricht er mich. »Ich habe noch eine Schuld zu begleichen. Vorher darf ich nicht nach Hause zurückkehren.«

»W-Was denn für eine Schuld?« Wieder bin ich verwirrt und es wurmt mich, dass ich erneut keine zusammenhängende Auskunft von ihm bekomme. Immer nur diese Bruchstücke vorgeworfen zu kriegen, macht mich wahnsinnig!

Doch anstatt auf meine Frage zu antworten, schüttelt Wulf nur den Kopf. »Die anderen gehen, wir sollten ihnen folgen, um nicht den ... *Anschlussflug* zu verpassen.«

Ohne auf mich zu warten, nimmt er beide Koffer und läuft dem Team hinterher.

»Warte!«, rufe ich. »Ich muss noch dein Ticket kaufen und versuchen, einen anderen Platz zu bekommen, sonst sitzt du ganz alleine oder neben wildfremden Menschen.« Keine Ahnung, warum ich das gerade gesagt habe, denn im Grunde bin auch ich eine Wildfremde für ihn, die er erst seit einem Tag kennt. Aber irgendwie habe ich das Gefühl, dass er sich an mir orientiert. »Du bleibst am besten solange hier. Im Flughafen sind viele Menschen, die hektisch hin und her rennen. Nicht, dass du noch verloren gehst.«

Ich bringe ihn zu einer Sitzecke und lasse ihn dort zurück, nachdem ich ihm eingeschärft habe, sich unter keinen Umständen von dort wegzubewegen. Danach haste ich mit den beiden Koffern zum Schalter und warte ungeduldig in der schier endlosen Schlange davor. Immer wieder werfe ich einen Blick auf die Anzeigetafel. Unser Flug geht in weniger als zwanzig Minuten. Die anderen haben bestimmt schon eingecheckt, ohne auf mich zu warten. Ich muss das Gepäck noch aufgeben und hoffen, dass ein Doppelplatz im Flugzeug frei ist. Nach dem Erlebnis in der kleinen Maschine will ich Wulf einen über dreistündigen Rückflug nicht alleine zumuten.

Ungeduldig spiele ich mit dem Reißverschluss meiner Jacke, während ich das Gefühl habe, dass die Schlange vor mir gar nicht kürzer wird.

Zehn Minuten vor Boarding stehe ich endlich am Schalter, gebe mein Gepäck auf und erkläre der Mitarbeiterin hastig, dass es einen weiteren Passagier gibt, neben dem ich sitzen will. Und ich habe Glück: Wie durch ein Wunder ist genau ein Platz frei. Die Mitarbeiterin verschiebt meinen Sitzplatz zu dem neu gebuchten von Wulf und setzt den Passagier, der eigentlich auf dem Platz sitzen sollte, auf meinen alten. Ich danke ihr überschwänglich und bezahle Wulfs Ticket.

Unendlich erleichtert darüber, dass er noch genau dort sitzt, wo ich ihn zurückgelassen habe, greife ich seine Hand und ziehe ihn hinter mir her, während ich uns einen Weg durch die Menschenmasse bahne.

»Warum laufen wir so schnell?«, fragt er.

»Unser Flieger startet gleich«, antworte ich knapp. »Es hat zu lange gedauert, dein Ticket zu besorgen, und jetzt haben wir keine Zeit mehr.«

Undeutlich höre ich bereits eine Durchsage. Der einzige Teil, den ich verstehe, ist die englische Aufzählung der Flugnummern, für die noch nicht alle Passagiere eingecheckt haben, und natürlich ist unser Flug dabei. Gehetzt sehe ich mich um, suche das richtige Gate und ziehe Wulf zur Sicherheitsschleuse.

Als Erstes schiebe ich ihn durch den viereckigen Metalldetektor und bin erleichtert, als er nicht anschlägt. Auch bei mir ertönt kein Piepen und ich schnappe mir meine Tasche aus der Kontrolle.

»Komm, wir müssen weiter!«, sage ich, nehme wieder seine Hand und versuche so gut es geht, den wartenden Menschen auszuweichen.

Als ich endlich das richtige Gate erreiche, bin ich völlig außer Atem. Ich reiche der Stewardess unsere Tickets und sie lässt uns mit einem Lächeln passieren.

»Ein Glück, wir haben es geschafft!«, sage ich, während wir durch die Schleuse laufen und das Flugzeug betreten.

Die Maschine, mit der wir jetzt fliegen, ist in etwa zehn Mal so groß wie das Ding, das uns heute Morgen von der Nebeninsel abgeholt hat. Solange wir nicht in Turbulenzen geraten, wird Wulf gar nicht merken, dass wir fliegen.

Ich lasse mir von der Stewardess unsere Plätze zeigen, die im hinteren Teil der Maschine sind. Zum Glück begegne ich nicht Anthony, der garantiert in der ersten Klasse sitzt, aber an den beiden Assistentinnen muss ich vorbei, ebenso am Rest des Teams. Mir entgehen die Blicke nicht, mit denen sie Wulf und mich bedenken, und ich höre das Getuschel, als sie unsere Hände sehen, die noch immer verschlungen sind. Kurz überkommt mich reflexartig der Wunsch, meine Hand zurückzuziehen, aber ich sträube mich dagegen. Nun haben sie es eh gesehen. Meinen Blick lasse ich starr über die Köpfe der sitzenden Passagiere gerichtet und tue so, als würde ich nichts und niemanden wahrnehmen.

»Willst du am Fenster sitzen?«, frage ich Wulf, als wir an unseren Plätzen angekommen sind. »Dann kannst du nach draußen schauen.«

»Nein ... lieber nicht«, sagt er ausweichend und wirft dem ovalen Fenster einen kritischen Blick zu. »Und du bist sicher, dass uns nichts passieren wird?«

Ich schenke ihm ein kleines Lächeln, während ich mich auf den Fensterplatz setze. »Du hast mein Wort. Diesmal wird es nicht so schlimm wie heute Morgen. Setz dich.«

Zögernd nimmt er neben mir Platz, und während die Stewardessen bereits die Sicherheitsschulung präsentieren, beuge ich mich über Wulf und lege ihm den Gurt an.

»Sobald wir in der Luft sind, kannst du ihn wieder abnehmen«, erkläre ich, während ich meinen Gurt schließe.

Ich bemerke, dass Wulf kurz blass wird, als die Stewardess den richtigen Umgang mit der Atemmaske erklärt, und seufze. Dann strecke ich meine Hand aus und ergreife seine. Erleichtert sehe ich, wie sich seine zuvor verkrampfte Körperhaltung allmählich entspannt. Nein, ich hätte ihn unmöglich alleine in die Maschine setzen können ...

Nachdem die Stewardessen durch die Gänge gelaufen sind und sich davon überzeugt haben, dass alle Sicherheitsgurte vorschriftsmäßig angelegt sind, setzt sich das Flugzeug ruckelnd in Bewegung und verweilt einen Moment auf der Rollbahn, ehe es Vollgas gibt. Als wir in den Sitz gepresst werden, habe ich die Befürchtung, dass Wulf mir gleich die Hand zerquetscht, doch ich bleibe still.

Erst als wir in der Luft sind und das Flugzeug weder ruckelt noch seltsame Geräusche von sich gibt, wage ich es, meine Hand zurückzuziehen. Schnell öffne ich erst meinen, dann Wulfs Gurt, und winke die Stewardess mit dem Getränkewagen heran, um für uns je ein Wasser zu kaufen.

»Siehst du? War doch gar nicht so schlimm, oder?« Ich lächle ihn aufmunternd an und erschrecke beinahe, als sich auf seinen Lippen ebenfalls ein Lächeln abzeichnet. Dieses seltsame Kribbeln macht sich schon wieder in meinem Bauch breit, deshalb drehe ich mich um und sehe aus dem Fenster.

»Sind wir tatsächlich über den Wolken?«, fragt er und beugt sich so dicht zu mir, dass sein Gesicht direkt vor meinem ist.

Verwirrt blinzele ich, als ich versuche, seine Worte zu verarbeiten, aber irgendwie befindet sich mein Gehirn in einem gefährlichen Leerlauf. Ich bin gebannt von dem Funkeln in seinen blauen Augen, die weit aufgerissen sind und staunend wie die eines Kindes durch das Fenster blicken.

Sein Duft nach frisch gemähtem Gras versetzt mich wieder in den Moment heute früh, als ich mit ihm auf mir aufgewacht bin, und sofort schießt mir das Blut in die Wangen. Wieder einmal dringt er in meine Komfortzone ein, aber mittlerweile ... habe ich nichts dagegen. Fand ich es zu Beginn nervig und taktlos, so habe ich mich nun daran gewöhnt, ja, ich fühle mich sogar fast wohl. Es ist eben seine Art, und es kommt mir vor, als ob er noch nie etwas von persönlichem Abstand gehört hätte.

Vielleicht ist das in dem Land oder dem Gebiet, aus dem er kommt, nicht eine so große Sache wie bei uns.

Vielleicht ... bedeutet es dort gar nichts und ist ganz normal.

Als ich ihm nicht antworte, wendet er den Blick vom Fenster ab, dreht den Kopf ein Stück und schaut mich an. Seine Nase ist nun nur wenige Zentimeter von meiner entfernt.

Und irgendwie ist mir die Fähigkeit zu atmen in diesem Moment abhanden gekommen.

Mein Herzschlag gerät ins Stolpern, als ich in seine himmelblauen Augen schaue, in denen keine Spur des kindlichen Staunens mehr zu finden ist. Auch sein Lächeln ist verschwunden, und doch ist sein Blick weich, viel

sanfter als sonst, obwohl ich darin etwas zu erkennen glaube, das ich nicht deuten kann.

Ich müsste mich nur ein winziges Stück nach vorne lehnen, um ...

»Möchten Sie noch etwas trinken?«

Ich zucke zusammen, presse mich tiefer in den Sitz und blinzele die Stewardess an wie eine Geisteskranke. In meinem Kopf kann ich förmlich spüren, wie mein Gehirn versucht, seine Tätigkeit wieder aufzunehmen.

»Ähm ...«, ist das Geistreichste, was ich gerade zustande bekomme.
»Nein ... danke.«

Mit einem unverbindlichen Lächeln schiebt sie ihren Wagen zum nächsten Passagier und stellt ihm dieselbe Frage.

Noch immer trommelt mein Herz wie wild in meiner Brust. Ich weiß nicht, ob das von dem Schreck herrührt oder von der Situation eben ausgelöst wurde. Unsicher werfe ich Wulf, der sich ebenfalls zurück in seinen Sitz gelehnt hat, einen Blick zu. Er starrt der Stewardess nach und scheint nicht im Entferntesten so verwirrt zu sein wie ich. Sollte ich darüber froh sein? Habe ich mir das eben nur eingebildet?

Ich ringe mir ein Lächeln ab. »Ja, wir sind wirklich über den Wolken«, greife ich seine Frage von vorhin auf. »Und im Moment fliegen wir über den Atlantik. Es wird noch ein paar Stunden dauern, bis wir in Deutschland ankommen. Du könntest solange versuchen zu schlafen.«

Nach einem kurzen Zögern nickt Wulf, lehnt seinen Kopf zurück und schließt die Augen. Ich bin zwar ebenfalls müde, aber gerade viel zu aufgedreht, um überhaupt an Schlaf zu denken. Deshalb starre ich aus dem Fenster und hinunter auf das schimmernde Blau des Ozeans, das mich seltsamerweise an Wulfs Augenfarbe erinnert. Ich seufze. Seit wann bin ich denn so kitschig veranlagt? Vorsichtig wende ich mich nach links und beobachte ihn. Er sieht so friedlich aus, wenn er schläft — oder zumindest ruht, denn ich glaube nicht, dass er in dieser Geschwindigkeit eingeschlafen sein kann. Er hat den Kopf ein Stück zu mir geneigt, den Mund leicht geöffnet. Die Wollmütze, die er immer noch trägt, drückt sein Haar weit hinab ins Gesicht, sodass die schwarzen Strähnen bis zu den Augen fallen. Ich könnte mir vorstellen, dass sie furchtbar kitzeln ... Kurz bevor meine

Finger sein Gesicht erreichen, kann ich sie gerade noch stoppen. Was mache ich eigentlich hier? Wollte ich ihn etwa gerade im Schlaf streicheln?

Himmel, Emma, krieg dich wieder ein!

Schnell wende ich mich ab, starre geradeaus auf den Sitz vor mir und zwingen mich, ruhig zu atmen. Das Kribbeln verschwindet allmählich aus meinem Bauch und den Fingerspitzen, und auch mein Herz schlägt wieder im gleichmäßigen Trott.

Es ist erschreckend, wie schnell ich mich bei ihm wohlfühle. Heute Morgen war er noch ein völlig Fremder für mich — na ja, eigentlich ist er das immer noch —, aber ich genieße seine Nähe. Das ist mir schon lange nicht mehr bei einem Mann passiert und ich hatte mich schon an den Gedanken gewöhnt, einsam und verbittert alt zu werden. Dass Wulf vielleicht gar nicht menschlich ist, verdränge ich seit Stunden erfolgreich aus meinem Gedächtnis. Es scheint für mich gar keine Bedeutung zu haben, obwohl es mich eigentlich vor Angst zittern lassen müsste. Immerhin ist es möglich, dass er ein Alien und hier auf der Erde ist, um die Weltherrschaft an sich zu reißen.

Was machen wir heute Abend, Brain? — Dasselbe, was wir jeden Abend machen, Pinky: Wir versuchen die Weltherrschaft an uns zu reißen!

Blubb. Das ist irgendwie gerade nicht hilfreich. Ich stütze den Kopf in die Hände und massiere mir mit den Fingern die Schläfen. Warum denke ich immer in Film-Zitaten, wenn eine Situation mich überfordert?

Seufzend schaue ich nach links. Nein, er sieht beim besten Willen nicht so aus, als würden ihm jederzeit Tentakel wachsen können. Auch seine Augen scheinen keine todbringenden Laserstrahlen verschießen zu können. Bis auf seine Ohren und die Krallenfinger sieht er aus wie ein ganz gewöhnlicher Mann. Na ja, *gewöhnlich* vielleicht nicht, aber eben wie ein Mensch. Mindy-Mandy hatte vorhin mit ihrer bissigen Bemerkung schon recht: Ein solcher Mann gibt sich nicht mit mir ab. Ich bin zwar nicht hoffnungslos entstellt, aber auch nicht von der Art Schönheit, nach der sich Männer auf der Straße den Hals verrenken. Ich bin ... einfach ich, nicht mehr und nicht weniger.

Puh ... Irgendwie glaube ich, dass es doch keine so gute Idee war, Wulf mit zu mir zu nehmen. Ich hatte in dem Moment zwar keine Alternativen,

denn ich konnte ihn nicht in dieser Höhle zurücklassen, aber ... ich habe mir das einfacher vorgestellt. *Professioneller*. Aber das, was in mir vorgeht, wenn ich ihn ansehe, hat mit Professionalität in etwa so viel zu tun wie *Disney* mit *The Walking Dead*.

Ich muss das in den Griff kriegen und zwar schnell, ehe es noch schlimmer wird. Wenn ich daran denke, dass mir eine ganze Woche mit ihm in meiner Wohnung bevorsteht — *allein!* —, weiß ich schon jetzt, dass es in einem Desaster enden wird, und das miese Gefühl, dass *ich* diejenige sein werde, die darunter leiden wird, lässt mich nicht los.

Ich lehne mich zurück und schaue aus dem Fenster. Oh ja, das wird *richtig* übel enden, wenn ich nicht aufpasse. Aber wie soll ich es schaffen, Wulf auf Distanz zu halten, wenn ich doch alles, wirklich *alles* über ihn wissen will?

Ich erschrecke, als ich plötzlich ein Gewicht auf meiner linken Schulter spüre. Langsam, wie in Zeitlupe, drehe ich den Kopf und starre auf die bunte Wollmütze, unter der schwarze Haarsträhnen hervorlugen. Stocksteif sitze ich da und wage es nicht, auch nur einen Muskel zu rühren, während ich Wulfs gleichmäßige Atemzüge beobachte. Das darf doch wohl nicht wahr sein! Will er jetzt wirklich an meine Schulter gelehnt weiterschlafen? Wie von selbst wandert meine linke Hand ein Stück nach oben und streicht über seine Wange. Seine Haut ist überraschend weich, keine Spur eines Bartschattens. Wow.

So viel zur Professionalität ... Ich hatte schon immer ein Talent dafür, sehenden Auges in mein Verderben zu rennen. Warum also nicht auch bei dem Projekt, das ich auf einer verlassenen Insel aufgelesen habe und das mir alle Türen der Archäologie-Welt öffnen soll?

Ich bin so was von am Arsch ...

Dir hat die Leseprobe von „Fenrir: Weltenbeben“ gefallen und du willst wissen, wie es mit Emma und Wulf? Dann bestell das Buch über die Autorin, den Verlag, den Buchdealer deines Vertrauens oder im Internet!

<http://asuka-lionera.de/wordpress/produkt/fenrir-weltenbeben/>

<https://www.drachenmond.de/titel/fenrir-weltenbeben/>

